

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

## À DIEU? ODER: ATHEN UND JERUSALEM<sup>1</sup>

Der polnische Satiriker Stanislaw Jerzy Lec formuliert in einem seiner „unfrisier-ten Gedanken“: „Nur wenige sahen es dem 19. Jahrhundert an, daß ihm das 20. folgen würde.“<sup>2</sup> Ein unerwarteter Umschwung bestand jedenfalls darin, daß Religi-onskritik damals Sache weniger Philosophen war und Atheismus am Schreibtisch vorgedacht wurde, während der Glaubensschwund heute allgemeine „Kultur“ und Frucht kontinentübergreifender laizistischer oder agnostischer Politik ist. Aber: Kann man vielleicht auch dem 20. Jahrhundert nicht ansehen, dass ihm das 21. folgt?

Denn heute gibt es auch über den Intellekt einen wirkungsvollen Zugang zum Christentum. Diesem Zugang arbeitet die Philosophie in verschiedenen Ausprä-gungen zu. Neuevangelisierung beruht auch auf Denken; noch eine Stufe tiefer: auf Wissen, denn Glauben beginnt zunächst mit Wissen *über* den Glauben und setzt fort mit Reflexion über den Glauben.

### Athen: Denken als Zugang zur Wahrheit

In der Geschichte des Denkens, die auch eine Geschichte der Polemik ist, sind zwei Städte, zwei Orte des Zugangs zu Wahrheit, immer wieder gegeneinander ausgespielt worden. „Was hat Athen mit Jerusalem zu tun?“ So schon Tertullians schlagende und abweisende Frage, die der russisch-jüdische Religionsphilosoph Leo Schestow 1937 herausfordernd und verstörend wieder aufnimmt, um die „Hure Vernunft“, wie Luther sie nennt, zuschanden werden zu lassen, wofür Schestow zuerst Paulus, dann Plotin und Kierkegaard als Zeugen nimmt.<sup>3</sup> Denn im Blick auf Abraham und Christus gelte keine Versöhnung, kein Sinnvertrauen in die Vernunft, keine Gleichsetzung des menschlichen und göttlichen Geistes.

Wieweit ist das richtig – oder arbeiten die beiden Städte, die beiden *methodoi* doch einander zu? Das ist im Blick auf heutiges Philosophieren zu bejahen: Religi-on (näherhin die biblische Tradition) muß nicht vom Anspruch auf absolute Aussa-gen über Gott gelöst werden. Vernunft ist nicht zwingend relativierend.

### Skeptische Vernunft: Überschuß an Wahrheit versus Pluralismus

Vernunft ist selbst in ihrer Skepsis Hilfe für den Glauben: im Blick auf das Un-gemäße der Vernunft gegenüber der überragenden, unerschöpflichen Wahrheit.

---

<sup>1</sup> Für Heribert Niederschlag zum 25. Mai 2014.

<sup>2</sup> Das große Stanislaw Jerzy Lec Buch, hg. v. Karl Dedecius, München 1990, 192.

<sup>3</sup> Leo Schestow, Athen und Jerusalem. Versuch einer religiösen Philosophie, Berlin 1937.

Die Postmoderne hatte vor allem in ihrer französischen Form seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts *l'absence* thematisiert, die Abwesenheit von Sinn nämlich, der das Heterogene, in vielerlei zielloses Wissen Zerfallende zu einem Ganzen verbinden könnte. Postmoderne ist - nach dem berühmten Aufsatz *La Condition Postmoderne* (1979) von Jean-François Lyotard (1924-1998) - bestimmt als das Zulassen von Mehrzahl: Mehrere, viele, alle Lebenswelten, Kulturen, Andersheiten, Differenzen wirken zugleich, wertungsfrei und hierarchiefrei. Die „Leitkultur“ steht vielmehr unter dem Verdacht zu nivellieren, das Fremde einzuheimsen. So erklärt postmodernes Denken den Aufstand gegen die „großen (homogenisierenden) Erzählungen“: gegen die Ilias, die Odyssee, die Bibel, die Aeneis, die Göttliche Komödie, Faust, was immer. All dies ließe sich lesen - so der Verdacht - als Monopolismus einer Idee der Götter, der Menschen, der Dinge; diesem Monopol dienten die Entwürfe einer Seinslehre ebenso wie die Frage nach einem „Wesen“ der Dinge, aber - verblüffend - auch die aufklärerische, alles betreffende, alles erklärende Vernunft. Gerade das Zeitlos-Gültige, die angebliche Globalität, das Begrifflich-Allgemeine, das Denken aus dem scheinbar einen Ursprung grenze ein „Anderes“ immer aus. Aber auch die aufklärerische Vorstellung des mündigen, selbstverantwortlichen Subjekts sei Selbstdurchsetzung: Das Ich schließe herrisch von der eigenen Position auf ein Du. Denken habe vielmehr einen Verzicht zu erklären: den Verzicht auf den geschlossenen Diskurs innerhalb eines „anonymen und zwingenden Gedankensystems“ (Michel Foucault).

Entsprechend fehlt nicht nur das Eine, Verbindliche im postmodernen Lebensstil; es fehlt damit auch der Eine: Gott. Er zieht sich nur als „Spur“, als Negativabdruck eines Fußes im Wüstensand, durch die Geschichte (des 20. Jahrhunderts). Gott wird abwesend: Es bleibt unentschieden, ob es „ihn“ gibt oder ob er die „Spur“ nur im menschlichen Denken hinterließ, als Korrelat zu Traum und Sehnsucht des Menschen.

Dagegen ist jedoch geltend zu machen: Schon Sokrates ist ein Ironiker, was das Reden über Wahrheit angeht – allerdings nicht aus Skepsis gegenüber der Wahrheit wie bei den Sophisten, sondern aus Skepsis gegenüber der menschlichen Fähigkeit und Willigkeit, sich ihr aufzuschließen. „Platon hat die Sinn-Macht der Wahrheit offenbar in einer Weise erlebt, welche die Erkenntnis absoluter Gültigkeit der Idee mit der Erfahrung menschlicher Unzulänglichkeit verband. (...)“<sup>4</sup> So sehr Platon im Denken des Sokrates den Maßstab für Wert, ja für Wirklichkeit überhaupt findet, so eigenartig hartnäckig läßt er Sokrates betonen, er sei kein Lehrer; man denke nur an die Aporien, die Weglosigkeiten, worin das Denken stecken bleibt, wohinein aber Sokrates die Schüler immer wieder treibt.

So gibt es von Beginn der Philosophie an „ein Wissen um die Wahrheit und zugleich ein Wissen um die Inkommensurabilität der eigenen Kraft ihr gegenüber; eine Erkenntnis der eigenen Ungemäßheit, aus der aber nicht Skepsis, sondern höchste

---

<sup>4</sup> Vgl. Romano Guardini, Wahrheit und Ironie (1965), in: ders., Stationen und Rückblicke, Würzburg 1965, 49.

Zuversicht hervorgeht.“ „Wahrheit (...) ist ein *excessivum*.“<sup>5</sup> Der Überschub an Wahrheit, weit über menschliches Vermögen hinaus, ist eine grundlegende Erfahrung aus der Offenbarung. Sie hat befreienden, aber auch verpflichtenden Charakter: die Wahrheit zwingend zu suchen.

### Wahrheit, die im Sinnereignis erscheint: Jean-Luc Marion

Ein weiterer Weg führt von Athen nach Jerusalem: der Charakter der Überraschung durch ein Sinnereignis, das in der Welt aufscheint.

Jean-Luc Marion und Bernhard Waldenfels haben in letzter Zeit versucht, eine Transformation der Phänomenologie durchzuführen: Kann das Sehen von etwas Neuem, von einem methodisch Sich-Entziehenden überrascht werden? Kann sich Wirkliches zeigen, das nicht in den überkommenen Kategorien oder Horizonten aufgeht? Gibt es die Kundgabe eines Unbegreiflichen, das die phänomenologische Methode überfordert? Gibt es ein Erscheinen und Sich-Zeigen, das auf keine Intentionalität trifft, sie sogar außer Kraft setzt? Gibt es eine Sinnvorgabe, die durch ein „Ereignis“ einbricht? Erst damit wird grundsätzlich Neues denkbar: Nicht nur das immer schon (latent) Gewußte erweist sich als gegenwärtig. Das Sinnereignis vollzieht einen Aufprall im Denken, der ein unbekanntes Gegenüber verrät.

Damit wird unterstrichen, daß die Bestimmung des Subjekts nicht im Agieren, sondern im Sich-Zukommen-Lassen, im Außer-Kraft-Gesetztsein und sogar Überwältigtwerden besteht. Das bedeutet *nicht*, daß das Subjekt als Träger jeder Erfahrung geleugnet wird, doch es bedeutet, daß es keineswegs alle sich gebenden Anschauungen in den Begriff fassen kann. Der Anschauende wird zum „Zeugen“, nicht mehr zum „Herrn von Erfahrung“<sup>6</sup>. Der Zeuge hat mit einer „Gegen-Wahrheit“ zu tun, die sich in einem mit Liebe gemischten Schmerz zeigt, ihn „affiziert, vielleicht verletzt“<sup>7</sup>, freilich ungegenständlich und ohne begriffen zu werden. Von hier wölbt sich die Brücke zu Jerusalem, wo dieses „Anderswoher“ bezeugt wird.

### In Sichtweite Athens: Jerusalem

#### Leben von „anderswoher“: Emmanuel Levinas

Jerusalem steht für einen anderen, konkreten Einbruch, eine Apokalypse = Offenbarung von Wirklichkeit. Diese als „göttlich“ vernommene Wirklichkeit läßt sich in eine neue Grammatik des menschlichen Tuns übersetzen.

Emmanuel Levinas entwickelt eine Anthropologie und vor allem eine Ethik –

---

<sup>5</sup> Ebd., 49f.

<sup>6</sup> Jean-Luc Marion, Aspekte der Religionsphänomenologie: Grund, Horizont und Offenbarung, in: Michael Gabel/Hans Joas (Hg.), Von der Ursprünglichkeit der Gabe. Jean-Luc Marions Phänomenologie in der Diskussion, München/Freiburg 2007, 103.

<sup>7</sup> Ebd., 137.

„agnostisch“ – aus dem biblischen Leitfad. Er stellt zur Klärung einer neuen Ethik zwei Metaphern in Gegensatz: die Metapher des Odysseus, der nach der Wirrnis ziellosen Umherstreifens *anamnetisch* zum heimatlichen Anfang zurückkehrt (wie das Sein immer wieder in seinen Anfang, das Nichts, mündet), und die Metapher Abrahams, der in das schlechthin Unbekannte, sperrig Heimatlose aufbrechen muß, einer fremden Stimme folgend - im reinen Gehorsam des Hörens.<sup>8</sup> Jenseits autonomer Subjektivität und emanzipatorischer Vernunft steht Abraham „ausgeliefert“ an einen „Befehl“ von anderswoher.

Vor der Ur-Gestalt Abrahams wird Dasein als Geiselsein ausgelegt. Levinas deutet jede tiefere Beziehung als gegenläufig Einbrechendes, Verpflichtendes, ja Entmündigendes: da sonst die Selbstherrlichkeit des Ich niemals ausgehebelt werden könne. Wie Abraham hat das Ich seine Freiheit an die Stimme des Anderen, an die keiner Rechtfertigung bedürftige Alterität abzugeben. Identität kann in Zukunft nur noch heißen: einem anderen zu gehören.

Die einzig legitime Form des Ich wird nunmehr das mit dem anderen trüchtige Ich - maskuline Mündigkeit hat sich zu verlieren in die unmündige Weiblichkeit und Verletzlichkeit des Ich, in die vom anderen diktierte Weise des Seins. Fürsorge hat zu treten anstelle von leerer apriorischer Sorge um das Eigene. Am Ende dieses Freiheitsverlustes steht die völlige Kenose, die Entleerung des Anspruchs auf Selbstsein, Identität, Freiheit im gewohnten Sinn; die Odyssee endet nicht mehr zuhause. Die Metamorphose wird endgültig, der Herr wird Knecht.

Solcherart Ethik führt tief in den Umsturz der Wirklichkeit durch die Offenbarung hinein.

### Gottes Entäußerung ins Diesseits: Paulus bei Giorgio Agamben

Jerusalem kennt noch eine Apokalypse, denn es war auch der Ort einer Hinrichtung, Ort des „Todes Gottes“. Auch diese Aussage hebt im jetzigen Zusammenhang nicht auf Glauben ab, sondern auf Denken. Von hier aus gibt es einen Zugang zur Geschichtsphilosophie, wie Paulus sie entwirft. Es ist wohl kein Zufall, daß in den letzten Jahren mehrere philosophische Reformulierungen von Paulus stattfanden.<sup>9</sup> In Paulus wird das Phänomen des Messias konkret (damit angreifbar), der das Alte für immer zerbrochen hat.

Einen solchen Umsturz arbeitet Giorgio Agamben in einem philologisch genauen Kommentar zum Römerbrief aus.<sup>10</sup> Man kann Paulus den „Theoretiker des neuen Subjektes“ nennen, das durch einen Bruch, eine Entleerung gegangen ist. Das neue Subjekt stammt dabei aus dem unvorhergesehenen *Ereignis*: Hier gibt es kein Mitschleppen des Alten, auch nicht des Verbrochenen (Paulus billigte den Mord an

---

<sup>8</sup> Emmanuel Levinas, Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität, übers. v. Wolfgang Nikolaus Krewani, Freiburg/München 1987.

<sup>9</sup> Alain Badiou, Jacques Derrida, Slavoj Žižek, Giorgio Agamben.

<sup>10</sup> Giorgio Agamben, Die Zeit, die bleibt. Kommentar zum Römerbrief, Frankfurt 2002.

Stephanus und wollte selbst morden), sondern Entleerung und Umgestaltung. „Ist also einer in Christus, dann ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen; siehe, Neues ist geworden.“ (2 Kor 5, 17)

Jeder, der dasselbe Ereignis wahrnimmt aufgrund eines Zeugnisses, wird „Mensch ohne Eigenschaften“, ohne jene festgeschriebenen Prägungen der Herkunftskultur. Also ohne den Hochmut der (vermeintlich) überlegenen Kultur und der höheren Bildung (wie bei den Griechen), des ausgeklügelten Rechtssystems (wie bei den Römern). Paulus spricht sowohl gegen die jüdische Forderung von „Zeichen“, soll heißen Beglaubigungen, als auch gegen die griechische Forderung von „Weisheit“, soll heißen durch Denken erschließbare Wahrheit (1 Kor 1, 22ff). Es gibt im Christus-Ereignis keine Voraussetzungen, außer: sich davon treffen zu lassen.

Mehr noch: Alle Formen staatlicher oder sakraler Macht werden zweitrangig, sind in ihren Grundlagen ausgehebelt. Das betrifft die kosmisch-politische Ordnung, wie sie die alten Großreiche errichteten und wie sie das römische Reich in seiner weltumspannenden Totalität darstellt; das betrifft auch und sogar die Auserwählung Israels, die sich in der Thora ihren elitären Ausdruck geschaffen hat. Das Christus-Ereignis ist a-kosmisch, il-legal. Wer von der *klésis* getroffen ist, dem Ruf, der gehört in eine neue Polis, in das neue Israel. Er gehört zur *ecclesia*, und dieses Herausgerufensein ist universal. Der Ruf spart niemanden aus. „Es gilt nicht mehr Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau – einer seid ihr in Christus.“ (Gal 3, 28; vgl. 3, 13) Die Unterschiede dieser Welt, auf denen die Herrschaft der einen über die anderen ruht, gibt es immer noch, aber unwichtig sind sie geworden vor dem einen großen Ereignis. Das Christus-Ereignis, so Paulus, vereinigt im Bekenntnis zu einem neuen Dasein, zu einer neuen Gemeinschaft: ohne bestimmte, vorausgesetzte Kultur, ohne bestimmte Werte, ohne Regeln, ohne aristokratisches, abgesondertes „Eigen- und Anderssein“.

#### Auferstehung und Schuldlösung: Sinnpotentiale des Christentums bei Habermas und Derrida

Die Suche nach einer Anthropologie „jenseits des Nihilismus“ und „jenseits der virtuellen Konstruktion“ hat schon begonnen; sie zielt auch auf die säkular nicht mögliche Rede von einem Dasein nach dem Tod und – unabdingbar - von einer Schuldlösung angesichts der ungeheuren Verbrechen.

Die Rede ist zum Beispiel von der Notwendigkeit einer universalen Gerechtigkeit - für die im Vergangensein verschwundenen Opfer. Gerechtigkeit, ein Zentralthema der Philosophie seit Platon, bleibe nämlich leer, wenn sie nur auf die Zukünftigen, also auf einen schmalen und noch unrealen Ausschnitt der Menschheit, bezogen würde. „Auferstehung“ *wäre* die Sinnantwort auf irdisch nicht gutzumachende Leiden: „Erst recht beunruhigt uns die Irreversibilität vergangenen Leidens - jenes Unrecht an den unschuldig Mißhandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Maß menschlicher Wiedergutmachung hinausgeht. Die verlorene *Hoffnung auf Resurrektion* hinterläßt eine spürbare Leere“, so - erstaunlicherweise -

Habermas' Rede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001.<sup>11</sup> Mit anderen Worten: „Auferstehung“ ist mehr als ein „Anliegen“ in theologischer Metasprache, sie hat eine „Systemstelle“ im menschlichen Verlangen nach endgültiger Gerechtigkeit. Der größere „Rest“ (der Toten und jetzt Lebenden) bleibt ohne Auferstehung einem gerechten Ausgleich für immer entzogen. Daher ist eine Geschichte „mit Finale“ einem zyklischen Weltverlauf ohne Finale gedanklich vorzuziehen.

Damit begann Habermas ein Gespräch (spektakulär auch mit Joseph Ratzinger 2004)<sup>12</sup>, in welchem er Religion im Verhältnis zur Vernunft gleichsam neu kartographiert. Während er in den 90er Jahren starken Nachdruck auf das „nachmetaphysische Denken“ legte<sup>13</sup>, gelangt er in einer jüngsten Veröffentlichung zu einer Kritik an dessen scheinbarer Unbefragbarkeit.<sup>14</sup> Zwar beharrt er auf einer „detranszendentalisierten Vernunft“, doch nur im Sinne eines unersetzlichen, notwendig eng fokussierten Instruments von Wissenschaft. In dieser Trennung von (natur)wissenschaftlicher Methode im Teilbereich und religiöser Hermeneutik des Gesamten öffnet sich – entgegen alten Borniertheiten – das Fenster zu einem neuen Austausch.

Eine zweite, tiefgehende Forderung, wiederum philosophisch ausgesprochen, sogar von einem Agnostiker, kommt hinzu - um so verblüffender, als der kirchliche Usus auf diesem Gebiet immer mehr ausdünnt. Die Rede ist von der notwendigen Absolution von Schuld - und sie müßte bis zur Verzeihung des Unverzeihlichen gehen, so Derrida in einem Interview: „Man muß von der Tatsache ausgehen, daß es, nun ja, Unverzeihbares gibt. Ist es nicht eigentlich das Einzige, was es zu verzeihen gibt? Das einzige, was nach Verzeihung *ruff*? Wenn man nur bereit wäre zu verzeihen, was verzeihbar scheint, was die Kirche 'läßliche Sünde' nennt, dann würde sich die Idee der Vergebung verflüchtigen. Wenn es etwas zu verzeihen gibt, dann wäre es das, was in der religiösen Sprache 'Todsünde' heißt, das Schlimmste, das unverzeihbare Verbrechen oder Unrecht. Daher die Aporie, die man in ihrer trockenen und unerbittlichen, gnadenlosen Formalität folgendermaßen formulieren kann: Das Vergeben verzeiht nur das Unverzeihbare. Man kann oder sollte nur dort vergeben, es gibt nur Vergebung - wenn es sie denn gibt -, wo es Unverzeihbares gibt. Was soviel bedeutet, daß das Vergeben sich als gerade Unmögliches ankündigen muß. Es kann nur möglich werden, wenn es das Un-Mögliche tut.“<sup>15</sup>

„Übersetzt“ kann dies wohl nur bedeuten, daß es Absolution nur im Absoluten gibt - nicht im Relativen menschlicher „Verrechnung“. Derrida selbst bezieht sich

---

<sup>11</sup> Jürgen Habermas, Glauben und Wissen. Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2001, Frankfurt 2001.

<sup>12</sup> Jürgen Habermas/Joseph Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung, Freiburg 2005.

<sup>13</sup> Jürgen Habermas, Nachmetaphysisches Denken, Frankfurt 1992; ders., Politik, Kunst, Religion, Stuttgart 1992.

<sup>14</sup> Jürgen Habermas, Zwischen Naturalismus und Religion, Frankfurt 2005.

<sup>15</sup> J. Derrida/M. Wieviorka, Jahrhundert der Vergebung, in: Lettre international 48 (2000), 10 - 18, hier: 11f. Zitiert nach Jan-Heiner Tück, Versuch über Auferstehung, in: IKZ Communio 3 (2002), 274 - 279.

ausdrücklich auf die „abrahamitische Tradition“, deren sich – seiner Meinung nach ungerechtfertigt - mittlerweile auch andere Kulturen bedienten, ohne den Kern, eben jenes Unverrechenbare, zu gewahren und an dessen Stelle einen Polittourismus des gegenseitigen Entschuldens setzten: Die Enkel der Täter entschuldigen sich weltweit bei den Enkeln der Opfer. Eine Entschuldung im Horizontalen gibt es nach Derrida aber gerade nicht. Kultur muß, um Kultur zu bleiben, die Stelle für den mehr als sozialen und politisch zwecklichen Pardon offenhalten.

Solche Horizonte zünden gerade in einer agnostischen Kultur, die den Ausfall ausgleichender Gerechtigkeit und die wirkungsvolle Bearbeitung von Schuld nicht kennt.

Schönheit des logos, oder: Ästhetischer Gottesbeweis. Botho Strauß, George Steiner

Im nichtssagenden Sprachlärm von „Echos, die in leeren Höhlen dröhnen“, werden „reale Worte“ eingefordert; Botho Strauß, der als Kulturkritiker schreibt, findet sie in den Worten der eucharistischen Verwandlung. Strauß holt seine Argumente aus der Ästhetik: Das wirkliche Kunstwerk sei - aufreizend genug zu hören - zusammen mit dem Glauben (an die Wirklichkeit, an den göttlich Wirklichen) in den letzten europäischen Generationen verraten worden. Gemeint ist die Dekonstruktion von Sprache zu beliebigen Textfragmenten, zu Deutungsspielereien, zu Wortmüll, der nicht meint, was er sagt. Strauß bezieht sich zustimmend auf den Literaturtheoretiker George Steiner, Jahrgang 1929, der gegen die Nomenklatura der Poststrukturalisten Barthes, Lacan, auch Derrida die Wirklichkeitsmacht des Wortes aufrief - im Rückgriff auf die *Real Presences*, die Realpräsenzen (des Gesagten nämlich)<sup>16</sup>. Steiner skizzierte darin scharf und heftig den Verlust der bedeutungsvollen Wirklichkeit durch eine seit dem 19. Jahrhundert angelegte, unübersehbar an inneren Widersprüchen laborierende, nominalistische Sprachzerstörung, gegen die er das primäre Wortverständnis, die Wirklichkeit des im Wort Gesagten ins Feld führte - bei vollem Bewußtsein, den Goliath Postmoderne und die *Byzantiner*<sup>17</sup>, das heißt die im „Abwesenden“ erstarrten Theoretiker, anzugreifen. Botho Strauß, der überraschende, sekundierte 1991, im unmittelbaren Umfeld der deutschen Wiedervereinigung, dem ungebärdigen Vorredner Steiner im „Aufstand gegen die sekundäre Welt“ und für die „Anwesenheit“ - wovon?

„Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um die Befreiung des Kunstwerks von der Diktatur der sekundären Diskurse, es geht um die Wiederentdeckung nicht seiner Selbst-, sondern seiner theophanen Herrlichkeit, seiner transzendenten Nachbarschaft.“<sup>18</sup> Auch das *Wort* ist Kunstwerk, von jeher, ja von seinem Anbeginn

---

<sup>16</sup> George Steiner, *Von realer Gegenwart*, München 1990.

<sup>17</sup> George Steiner, *Der Garten des Archimedes. Essays*, München 1998, 49.

<sup>18</sup> Botho Strauß, *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit* (1991), in: ders., *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt*, München

her aus dem Raum des *logos*. Denn gegen alle Dekonstruktion: Wort ist gleich Sinn. „Überall, wo in den schönen Künsten die Erfahrung von Sinn gemacht wird, handelt es sich zuletzt um einen zweifellosen und rational nicht erschließbaren Sinn, der von realer Gegenwart, von der Gegenwart des Logos-Gottes zeugt.“

Unmittelbar danach schließen sich die Sätze an: „In der Feier der Eucharistie wird die Begrenzung, das Ende des Zeichens (und seines Bedeutens) genau festgelegt: der geweihte Priester wandelt Weizenbrot und Rebenwein in die Substanz des Leibs und des Bluts Christi. Damit hört die Substanz der beiden Nahrungselemente auf, und nur ihre äußeren Formen bleiben. Im Gegensatz zur rationalen Sprachtheorie ersetzt das eine (das Zeichen, das Brot) nicht das fehlende andere (den realen Leib), sondern übernimmt seine Andersheit. Dementsprechend müßte es in einer sakralen Poetik heißen: Das Wort Baum ist der Baum, da jedes Wort wesensmäßig Gottes Wort ist und es mithin keinen pneumatischen Unterschied zwischen dem Schöpfer des Worts und dem Schöpfer des Dings geben kann.“ (41)

Es fragt sich, was durch dieses Einsprengsel - ist es überhaupt jemand aufgefallen? - in ein 1999 ediertes Buch für die zeitgenössische Kultur geschehen ist. Auf jeden Fall ein geheimes Erdbeben. Nur das Verständnis des sakramentalen Wortes, das sich in der Eucharistie verwirklicht, reißt nach Strauß die Zeichen von Zeichen von Zeichen auf. Verschwindet die Eucharistie, verschwindet auch das Kunstwerk, das aus dem Raum des Göttlichen kommt und nicht einzig aus dem illusionären psychischen Raum seines Autors. Sollte die Eucharistie, das schöpferische Wort der *Anwesenheit*, schwinden, verschwindet auch die Dichtkunst, noch genauer: verschwindet der Mensch, denn er ist „ein sakramentales Wesen [...] Alles, was er schafft, ist Darbringung, Opfergabe. Zuerst geben wir etwas ab, dann einander, dann weiter. Die erste Richtung des Werks ist die vertikale, seine Menhirgestalt.“ (42)

Ist die Behauptung von Strauß wahr, daß „die Mitternacht der Abwesenheit überschritten ist“ (47)? Dieser Satz provoziert eine unglaubliche, unwiderstehliche Hoffnung für die gegenwärtige, zum Sinnlosen nivellierte, im Leeren triumphierende Kultur. Noch unglaublicher, daß der Satz im Zeichen der Eucharistie gesagt ist - jener Zusage der *Anwesenheit*, welche das dekonstruktive und destruktive Sprechen Lügen straft. Eucharistie als Sprengung des Geschwätzes, als Erweis von Wirklichkeit durch das Wort - trotzend der „reinen Selbstreferenz der Diskurse, dem nihilistischen Vertexten von Texten“ (50). Es ist „nur“ ein ästhetischer Gottesbeweis - aber vielleicht der heute nötige? „Es gibt die Dreifaltigkeit Rubljevs, folglich gibt es Gott.“<sup>19</sup> Gemeint ist nicht Rubljevs Psyche, die sich ihren Gott erschafft. Gemeint ist Gott, der sich Rubljev gezeigt hat.

Wenn dieser Gottesbeweis aus dem wirklichkeitsgesättigten Kunstwerk zutrifft,

---

1999, 41.

<sup>19</sup> Ebd., 43. Dieser Satz geht auf den russischen Religionsphilosophen, Mathematiker, Physiker und Dichter Pawel Florenskij zurück (1882-1937, im sowjetischen „Arbeitserziehungslager“ wegen „konterrevolutionärer Propaganda und Agitation“ erschossen).



läßt sich auch der folgende Satz sagen: Es gibt in der Welt der semantischen Spielereien die Eucharistie, folglich gibt es den theophanen *Logos*, das gottdurchleuchtete, das wirklichkeitsschwere Zeichen.

### Während Spannung zwischen Athen und Jerusalem: Zeichen der Vitalität

Es ist die Freiheit des Denkens, die Freiheit des Anschauens, die „Athen“ in seinen großen Vertretern zur Schule der Welt gemacht hat: Daß Vernunft, *nous*, nicht im eigenmächtigen Agieren, sondern im Vernehmen, im Sich-Nehmen-Lassen von dem, was sich zeigt, zu sich selbst kommt: ja sogar in der Blendung durch das Licht außerhalb der Höhle. Solche Blendungen haben die Philosophie zur Begleiterin aller Arten von Wahrheitssuche gemacht.

Aber „Jerusalem“ gibt dem, was sich zeigt und blind macht, einen Namen. Und er ist ja doppelt: einmal der unaussprechliche, nicht-idolisierbare, nicht gegenständliche Name, *schem*, und dann der Menschensohn, *ben adam*, gegenständlich, vernehmbar, einer wie alle und somit banal. Somit bleibt die Spannung zwischen sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören, begreifen und doch nicht begreifen ein konstitutiver Anreiz für die philosophische Auslegung Jerusalems. Schon Augustinus holt souverän die spätantiken Religionen ein: *omnia nostra* – „alles ist unser“.<sup>20</sup>

In der Umkehr des skeptischen Denkens zum Pathos des Ergriffenseins baut sich eine Brücke von Athen nach Jerusalem: *Vernunft ist schon die Brücke*, die über sich hinausgreift oder besser: über sich hinausgerissen wird – denn eben als Vernunft ist ihr eingeschrieben das Staunen, *thaumazein*, vor dem Angeschauten. Vielleicht ist ihr sogar, im literarischen Hochton, eingeschrieben ein „herzsprenghendes Entzücken“<sup>21</sup>, denn sie begegnet nicht einem Es, etwa dem Sein, dem Nichts, dem Phänomen, der Struktur, dem transzendentalen Ich, sondern einem Du.

Auch Philosophie, nicht nur Religion stellt die Frage nach einem Selbstüberstieg, in dem das Denken von einem wirklichen und wirkungsvollen Gegenüber herausgefordert wird. Es stößt eben nicht nur auf ein eigenes, sondern auf ein anderes, ebenso vertrautes wie fernes „Innen“, *interior intimis meis*<sup>22</sup>. Solche Freilegungen tragen einem Unausdenklichen Rechnung, ohne es einzuholen. *Das Uneinholbare des Lebens ist Gegen-Stand des Denkens. Der uneinholbar Lebendige ist befruchtender Wider-Stand des Denkens.* Zwischen Athen und Jerusalem gähnt nicht einfach ein Abgrund des Relativismus: Es wölben sich lockende Brücken.

---

<sup>20</sup> Aurelius Augustinus, *De doctrina christiana*.

<sup>21</sup> Thomas Mann, *Joseph und seine Brüder* (1933ff), Frankfurt (Fischer) 1964, 1083.

<sup>22</sup> Augustinus, *Confessiones*.

## Samstagslage. Dramatik des Triduums

Es mag dahingestellt sein, ob sich bei postsäkularem Philosophieren gänzlich Neues einstellt – jedenfalls vollzieht sich die Auseinandersetzung mit religiösen Vorgaben nicht (mehr) in entlarvender, herabsetzender Absicht (wie in einigen allzu schlichten Religionskritiken der Gegenwart), sondern in bohrender, die Unergründlichkeit der biblischen Vorgabe ausreizender Relecture. Ihr wird der kryptische Titel gerecht, der den Spielraum des Denkens eröffnet: Samstagslage.

Sie ins Gespräch gebracht zu haben, verdankt sich nochmals Botho Strauß. Wie die meisten zeitgenössischen Intellektuellen spricht Strauß selten von Gott. Aber an hervorragender Stelle bedient er sich eines Wortbildes von George Steiner: Die „Samstagslage“ der Kunst stehe „zwischen dem Freitag mit dem Kreuzestod und grausamen Schmerzen und dem Sonntag der Auferstehung und der reinen Hoffnung. Weder am Tag des Grauens noch am Tag der Freude wird große Kunst geschaffen. Wohl aber am Samstag.“<sup>23</sup> Zwar kommt Strauß dort nur verhalten auf den „Eintritt der Andersheit“ zu sprechen, dennoch empfindet man deutlich die Unrast der intellektuellen Jagd. Der Ruf nach Sinn, nach *Anwesenheit*, oder im Umkehrschluß die Schilderung dumpfer *Abwesenheit* machen diese Jagd zur beständigen Unruhe; sie führt zu einem Aufprall, der ein Gegenüber verrät: „Niemand spricht metaphysischer als der, dem Gott sich jäh in der Umkehrung offenbart, in Abgrund, Wunde und Leere.“<sup>24</sup> So brechen Symptome eines unterschweligen religiösen Dramas mitten in der gegenwärtigen Philosophie auf. Umkehrung also: An dem entsorgten, scheinbar überflüssigen Sakralen, das vor der Säkularität nicht „bestand“, scheint sich eine fruchtbare „Blendung“ zu entzünden.

Die Samstagslage des Denkens weiß und spricht (wieder) von den Testamenten, die bezeugen. Der Samstag weiß (wieder) vom vorangegangenen Tod Gottes; (noch) nicht bezeugt er seine Auferstehung. Doch mitten im Triduum vibriert der Samstag.

---

<sup>23</sup> Strauß, Der Aufstand gegen die sekundäre Welt, 51.

<sup>24</sup> Ebd., 31.

M. PIA BUESGE

## AUF DEM WEG ZUM 18. OKTOBER 1914 – EIN „TODESSPRUNG“

Im Zugehen auf den 18. Oktober 2014, an dem wir auf internationaler Ebene das Hundertjahr-Jubiläum Schönstatts feiern, tasten wir gern den Wegen der göttlichen Vorsehung nach, die unseren Gründer, Pater Josef Kentenich, Schritt für Schritt in das Gründungsgeschehen hineinführten. Sicher dürfen wir gespannt sein auf die Forschungen, die Dorothea M. Schlickmann, Schönstätter Marienschwester, zum Umkreis der Gründungsgeschichte Schönstatts durchgeführt hat und die demnächst in einem eigenen Buch im Schönstatt-Verlag veröffentlicht werden.

Dieser Beitrag möchte aus dem genannten Zeitraum nur den einen Aspekt hervorheben: wie Gottes weise, den menschlichen Partner aber nicht selten auch stark herausfordernde Führung zu Beginn des Jahres 1914 von Pater Kentenich einen ausgesprochenen Todessprung verlangte. An erster Stelle der Gründer selbst sollte auf diese Weise den vielleicht bedeutendsten menschlichen Beitrag erbringen, der nach Gottes Plan zu einer Mitursache wurde für die Gründung Schönstatts am 18. Oktober 1914. Bevor die Studenten des Studienheims von Pater Kentenich eingeladen wurden, im Liebesbündnis mit Maria mitzuwirken, damit in Schönstatt ein neuer Gnadenort entstehe, hatte er selbst schon die dafür von Gott und der Gottesmutter gewünschten „Beiträge ins Gnadenkapital“<sup>25</sup> geschenkt. Was ereignete sich im Zeitraum zwischen Aschermittwoch und Weißem Sonntag 1914?

In der schwierigen Phase des Übergangs vom Missionsverein zur Marianischen Kongregation Ende 1913 hatte Pater Kentenich sich als ein Meister der Bewegungspädagogik erwiesen. Klug, umsichtig und verständnisvoll, die Freiheit der Schüler wertschätzend, gewann er nach und nach ihre Herzen für *den* Plan, den er als Gottes Plan erkannt hatte: die ihm Anvertrauten stärker zur Gottesmutter hinzuführen.

Im Januar 1914 ist nun alles soweit abgeklärt. Die Erlaubnis der Provinzleitung zur Errichtung einer Marianischen Kongregation ist gegeben. Die Schüler arbeiten voll Freude, gemeinsam mit ihrem Spiritual Pater Kentenich, an den Lokalstatuten für ihre Kongregation. Wie zunächst geplant, soll sie am 25. März 1914 ins Leben treten.

Mitten in diesen aufbrechenden Frühling hinein kommt plötzlich ein schwerer Schlag: Pater Kentenich wird am Aschermittwoch, 25. Februar 1914, als Todeskandidat ins Krankenhaus gebracht.

---

<sup>25</sup> Vgl. L. Penners, Beiträge zum Gnadenkapital, in: Schönstatt-Lexikon, Vallendar-Schönstatt 1996, S. 127-129.

Hören wir, wie er selber dieses Ereignis in der Chronik der Congregatio maior beschreibt. Aus späteren Zeugnissen von ihm<sup>26</sup> wissen wir, dass er diese Chronik selbst verfasst hat und dabei von sich in der dritten Person spricht. Es heißt dort:

„Montag, den 23. Februar (1914) abends, zwang starkes Unwohlsein unsern hochw. P. Spiritual, etwas früher ins Bett zu gehen - am 25. (Aschermittwoch) war er schon am Sterben. Eine starke Lungenentzündung hatte ihn ergriffen.“<sup>27</sup>

An einer späteren Stelle der Chronik lesen wir:

„Schnell und wider Erwarten nahm die Krankheit einen günstigen Verlauf. Schon am nächsten Muttergottestag, Samstag, den 28. Februar, war die Krisis überstanden. Aber erst am 18. April konnten wir wieder zusammenkommen.“<sup>28</sup>

Die ganze Fastenzeit, auch noch die Osterwoche verbringt Pater Kantenich im Krankenhaus - zuerst in Vallendar, anschließend in Bad Ems.

In der Chronik hat er das Datum seines Weggangs von Vallendar nach Bad Ems exakt vermerkt. Es war der 21. März.<sup>29</sup> - Die Chronologie der Ereignisse vor 100 Jahren steht damit fest:

25. Februar – 21. März 1914: Aufenthalt im Krankenhaus in Vallendar (dreieinhalb Wochen)

21. März – 18. April 1914: Aufenthalt im Krankenhaus in Bad Ems (4 Wochen)

Siebeneinhalb Wochen im Krankenhaus! Eine Zeit voller Sorge, voller Spannung; voller Dramatik! Eine Zeit, mit der man sich beschäftigen sollte - gerade jetzt im Jubiläumsjahr 2014.

Unter drei Aspekten wollen wir die Persönlichkeit unseres Gründers betrachten, wie sie in diesem Zeitraum vor uns steht:

---

<sup>26</sup> Brief an A. Menningen, 14.02.1955: „Lass mich ferner dran erinnern, dass die Chronik (...) von mir persönlich verfasst worden und dann nach meinem Konzept wortwörtlich geschrieben worden ist. (...) Wenn Du den Gesamtentwurf der damaligen Chronik auf Dich wirken lässt, so wirst Du bald herausfinden, wie sorgfältig sie geschrieben und – meiner Art entsprechend – sich bemüht, alle kleinen und kleinsten Ereignisse und Griffe auf allerletzte Prinzipien zurückzuführen. Von Anfang an war es meine Absicht, in den Blättern nicht nur authentisches Quellenmaterial zu sammeln, sondern auch eine zuverlässige Erziehungs- und Bildungsschule zu eröffnen.“ (Nicht ediert).

In der Studie „Krise um Regierungsformen“ von 1961 schreibt Pater Kantenich ebenfalls, dass er „in den Jahren nach 1912 den Text aufgesetzt und (von Salzhuber und Rossol) wortwörtlich habe abschreiben lassen“. Zitiert nach: Pater Josef Kantenich, Autorität und Freiheit in schöpferischer Spannung, Vallendar 1993, S. 98.

<sup>27</sup> Zitiert nach H. Hug, Vergangenheit einholen, Bd. 1, S. 453.

<sup>28</sup> Ebd., S. 455.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., S. 457.

## Bereit zum Todessprung

Drei Worte, die Pater Kentenich in der Chronik der Marianischen Kongregation gebraucht, darf man etwas aufmerksamer betrachten. Sie lassen uns – wie durch eine Ritze – in sein Inneres schauen.

*Das erste Wort:* „Am 25. (Aschermittwoch) war er schon am Sterben!“

Wenn unser Gründer später – zum Beispiel im Brasilien-Terziat 1952<sup>30</sup> und öfter – auf dieses Ereignis zurückschaut, gebraucht er fast immer denselben Ausdruck: Da war ich „am Sterben“. Was heißt das: „am Sterben sein“?

Aus diesem Wort lässt sich herauslesen, dass der noch junge Spiritual – erst 28 Jahre alt – sich in dieser Stunde ganz ernsthaft mit seinem physischen Tod auseinandersetzen und sich bedingungslos in Gottes Hände fallen lassen musste.

*Das zweite Wort:* „Eine starke Lungenentzündung hatte ihn ergriffen.“

Damals hat man seine Erkrankung so benannt. Heute wissen wir – vor allem aufgrund der Forschungen von Dorothea M. Schlickmann –, dass es mit großer Wahrscheinlichkeit ein erneuter Ausbruch seiner Lungen-Tuberkulose war.<sup>31</sup> Ein Beleg dafür ist der Brief, den seine Mutter ihm, voller Sorge, am 24. März 1914 schreibt. Darin heißt es:

„Hin u. her habe ich gedacht, warum ich wohl nichts von Dir hören würde. (...) Dann hatte ich mich entschlossen, an Deine Obern zu schreiben. Darüber kam nun Dein Brief. (...) ich habe dem göttlichen Herzen Jesu mit ausgestreckten Armen gedankt für Deine Genesung. Wenn man mal so nah am Rand der Ewigkeit war, sieht man das Leben mit ganz anderen Augen an. Und einmal kommt es an jeden. Wie gut, wenn man dann vorbereitet ist. (...) Du schreibst, bald hörte das Bluten auf. Woher kam denn Blut?“

Hier haben wir einen deutlichen Hinweis, dass es wohl mehr war als eine Lungenentzündung, was Pater Kentenich an den Rand des Todes brachte. – Seine Mutter schreibt weiter in ihrem Brief:

„Ja, wir wollen dem lieben Gott beide unser Leben schenken. (...) Ich danke dem lieben Gott, dass ich ein braves Kind habe. Das macht mich so glücklich. Glücklicher, als wenn man mir die ganze Welt schenkte.“<sup>32</sup>

*Das dritte Wort:* „Schon am nächsten Muttergottestag, Samstag, den 28. Februar, war die Krisis überstanden.“

Pater Kentenich schreibt nicht: Am nächsten Samstag, den 28. Februar ... Er beginnt die Zeitangabe mit den Worten: „Am nächsten Muttergottestag ...“ Diese Ausdrucksweise ist keine Floskel in seinem Mund. Sie ist ein authentisches Zeug-

<sup>30</sup> Pater Joseph Kentenich, Brasilien-Terziat, Bd. 3, S. 36.

<sup>31</sup> Vgl. Dorothea M. Schlickmann, Die verborgenen Jahre, Vallendar 2007, S. 211-216.

<sup>32</sup> Im Archiv der Schönstätter Marienschwestern (nicht ediert).

nis seiner tiefen Liebe zur Gottesmutter und ein Bekenntnis seiner gläubigen Überzeugung, dass *sie* es war, die ihn aus der Todesgefahr errettet hat. Es passt in die Linie seiner Selbstaussagen, die er uns bei seinem Silbernen Priesterjubiläum 1935 und bei anderen Gelegenheiten geschenkt hat: „Alles, was ich bin und habe, verdanke ich der Gottesmutter.“<sup>33</sup>

Versetzen wir uns noch etwas tiefer in den Todessprung hinein, wie Gott und die Gottesmutter ihn im Umkreis des Aschermittwochs 1914 vom Gründer Schönstatts verlangten.

Nicht nur das eigene Leben musste Pater Kentenich damals in Gottes Hände legen, sondern auch das als Gottes Willen erkannte Werk, die Marianische Kongregation. Mitten aus der gemeinsamen Erarbeitung der Statuten wurde er herausgerissen. Hätten die Studenten ohne ihn das Werk vollenden können? Hätte es jemand von den Lehrern oder Vorgesetzten weiterführen können - oder wollen? Unser Vater und Gründer hat in dieser Stunde schon – wie später noch des Öfteren in seinem Leben – ein „Abrahamsopfer“ bringen müssen. Alles herschenken, was gerade so hoffnungsvoll begonnen hatte, das war sicher auch für ihn nicht leicht.

Aber - hatte er in seiner Jugend nicht schon des Öfteren solche oder ähnliche Todessprünge wagen müssen? Wir denken an seine Marienweihe beim Eintritt in das Waisenhaus, an seine geistige Existenzkrise in der Studienzeit, an seine Nicht-Zulassung zur ewigen Profess ... Im Musical „Auf dem Hochseil“, von Wilfried Röhrig zum Hundertjahr-Jubiläum Schönstatts komponiert, werden uns diese Todessprünge sehr eindrucksam vor Augen gestellt.

Auch später noch, ja, das ganze Leben hindurch hat Gott Todessprünge von unserem Gründer verlangt. Mehrmals galt er als Todeskandidat, so zum Beispiel, als er 1920 nach Engers übersiedelte<sup>34</sup>, als er im Hungersommer 1942 im Konzentrationslager Dachau an die Grenze seiner physischen Existenz gelangte<sup>35</sup> ... Zu Pater Menningen sagte er einmal:

„Wenn ich zurückschaue auf mein Leben, vermeine ich immer hart am Grabe vorbeigewandert zu sein.“<sup>36</sup>

Vor allem die Meilensteine<sup>37</sup> unserer Schönstattgeschichte (18. Oktober 1914 - 20. Januar 1942 - 31. Mai 1949) stellten ein Wagnis dar und verlangten vom Gründer jedes Mal einen bewussten Todessprung in den Willen Gottes hinein.

---

<sup>33</sup> Zitiert nach A. Menningen, Die Prozessartikel für den Seligsprechungsprozess des Dieners Gottes Pater Josef Kentenich, als Manuskript gedruckt, S. 46.

<sup>34</sup> In einem Brief an Pater General Möhler erwähnt Pater Kentenich 1956: „dass ich damals sterbenskrank war. Als ich nach Engers ins Krankenhaus übersiedelte, wurde ich dort als Todeskandidat empfangen und behandelt. Jeden Augenblick rechnete man mit dem körperlichen Zusammenbruch.“ (Nicht ediert)

<sup>35</sup> Vgl. E. Monnerjahn, Häftling Nr. 29392, 3. Aufl., Vallendar-Schönstatt 1972, S. 142 f.

<sup>36</sup> Zitiert nach A. Menningen, Vorträge für Schönstatter Marienschwestern, 07.-11.06.1969, S. 63 (nicht ediert).

<sup>37</sup> Vgl. J. Schmiedl, Meilensteine, in: Schönstatt-Lexikon, Vallendar-Schönstatt 1996, S. 254-256.

Bei seinem 40jährigen Priesterjubiläum 1950 bekennt Pater Kentenich: „Wissen Sie, wenn Sie von einer andern Seite her die 40 Jahre überprüfen, müssen Sie sagen: Das Ganze ist ein endlos sich wiederholender Todessprung für Verstand, Wille und Herz, und das ganze (Schönstatt-)Reich, wie es geworden, will auch weiter so wachsen.“

Er lädt uns ein: „Deswegen wollen wir alle den Todessprung tun, und zwar (...) jeden Tag, auch in kleinen Dingen. Von mir verlangt der liebe Gott das vielfach im Großen, für Sie im Kleinen. Todessprung! Wenn auch manches Dunkel ausgebreitet ist, der Herrgott gibt uns immer so viel Licht, dass wir einigermaßen ahnen, welchen Weg er uns führen will. Das wollen wir alle mitnehmen: uns ermuntern, den Todessprung jeden Tag zu wagen. ‚Ja, Vater, ja!‘ Ich glaube, wenn wir in dieser Weise (...) den heutigen Tag ausnutzen, geht wieder reicher Segen von ihm aus. Dann dürfen wir sagen, das ist wieder ein neuer Jahresring am Baum der Familie.“<sup>38</sup>

## Vater und Mutter zugleich

Welche Wirkung hat das Geschehen von Aschermittwoch 1914 auf die Schüler gehabt? Wie nahmen sie es auf? Wie reagierten sie darauf?

Zunächst einmal: Es war ein großer Schock für sie! Zwei Zeugnisse belegen dies. Das erste Zeugnis stammt von Josef Fischer, dem damaligen Präfekten des Missionsvereins, der kurz darauf von den Schülern zum ersten Präfekten der Marianischen Kongregation gewählt wurde. Beim Silbernen Priesterjubiläum Pater Kentenichs 1935 schildert er das Erlebnis von damals so:

„Wir arbeiteten gerade in der Gemeinschaft an unseren Statuten, da schien auf einmal alles wie durch einen Blitzschlag zerschlagen zu werden. (...) P. Betzhold<sup>39</sup> kam zu mir und sagte, (...) P. Kentenich wünsche mich zu sprechen!

Es war schon Abend geworden - ich trat in sein mir so liebgewordenes und durch viele Besprechungen wohlbekanntes Zimmer - da traf mich fast der Schlag, denn (...) P. Kentenich lag auf einer Tragbahre in Decken eingehüllt schwer krank an einer sehr gefährlichen Lungenentzündung darnieder. Mit leiser, schwacher Stimme sagte er zu mir:

„Ich bin schwer krank, ich muss ins Krankenhaus und weiß nicht, wie es ausgeht. Sorge du dafür, dass die Kongregation ersteht, dass unser Werk nicht untergeht, dass die Statuten fertig werden. Leb wohl! Mater habebit curam!“

So reichte er mir die Hand, und dann wurde er hinausgetragen. Mit Tränen in den Augen stand ich hilflos und mutlos dort. Ich wusste ja noch nicht aus eigenem Erleben, dass die Werdegeseetze Schönstatts mit Vorzug die des stillen und großen Opfern waren, dass unser Führer als erster von allen sein Fiat sprechen und das

---

<sup>38</sup> Vortrag für Schönstätter Marienschwestern, 08.07.1950 (nicht ediert).

<sup>39</sup> Die Schreibweise des Namens ist unsicher.

Grund- und Baugesetz unseres Schönstattreiches damals schon aufstellen musste.<sup>40</sup>

Im zweiten Bericht erzählt Pater Menningen, wie er und sein Freund Alfons Hoffmann<sup>41</sup> diesen schwarzen Tag im Studienheim erlebten: „So ist es da gewesen, als er die Kongregation gründete, da galt er als Todeskandidat. Wir waren damals im ersten Kurs in der Sexta. Und da lief um Aschermittwoch herum plötzlich die Kunde durchs Haus(...): Pater Spiritual kommt ins Krankenhaus! Er ist todkrank. Wir von der Sexta - uns hat kein Lehrer gehalten -, wir sind durchgebrannt da hinten auf den Spielplatz, wo heute der Neubau ist (...). Dann haben wir hinter dem Geländer gestanden, da war so ein Holzgeländer, ein Gartenzaun.

Und dann kam er aufrecht von der Pforte herunter über die Stufen, neben ihm Pater Rektor Wagner. (...) Er stieg in die Kutsche ein, und dann sah ich: Der Bruder Eschbaumer, der mitfuhr, und auf der anderen Seite Pater Rektor Wagner, die packten ihn in die Decken ein, denn er hatte Lungenentzündung (...), er war also wirklich so ernstlich krank, dass man meinte, bei seiner schwachen Natur (...) übersteht er dies nicht. Er lag buchstäblich im Sterben.

Und wie der Alfons Hoffmann und ich das gesehen haben, na, Sie können sich vorstellen: Hinter den Zäunen, wir mussten uns halten und haben geschluchzt, und jeder ist davon gelaufen (...). Es hat uns so gepackt, dass wir meinten: Jetzt ist die Sonne untergegangen! (...) Wir beide waren trostlos darüber, weil wir meinten, er kommt wirklich nicht mehr zurück ...<sup>42</sup>

Das nächste Zeugnis von der Reaktion der Schüler ist ein Brief, den Alfons Weber an Pater Spiritual schrieb, als dieser sich schon länger im Krankenhaus befand. Man versteht, warum Pater Kentenich diesen Brief aufgehoben und in die Chronik der Marianischen Kongregation eingefügt hat. Er dokumentiert das Erziehungsziel des kraftvollen, innerlich freien, selbstständigen Menschen, wie er ihn in seiner Erzieherstätigkeit von Anfang an formen wollte. Alfons Weber schreibt:

„Ihr Weggang hat mich tief getroffen. Erst damals merkte ich, wie tief Sie in meine Anschauungen, überhaupt in mein inneres Leben eingedrungen waren, ich fühlte mich schwach ohne Ihre Leitung. Doch das war nur beim ersten stürmischen Aufwallen der Gefühle. Nachher schämte ich mich meiner Schwäche, und damals zum ersten Male gab ich mich ganz dem Willen Gottes preis. Das half. Ich gewann wieder Kraft und Selbstvertrauen. Guckte mir auch den Missionsverein an. Na! Der schien auch die Lungenentzündung zu bekommen. Den armen Fischer feuerte ich an, doch mit P. Kentenich nicht auch sein und unser Werk aufzugeben, wir hätten so viel Kraft und Verstand, die Sache schon selbständig weiterzuführen. Das leuchtete ihm ein. Ich versprach ihm, über die letztthin gefassten Beschlüsse einen klei-

---

<sup>40</sup> J. Fischer, Ansprache bei der Feier des Silbernen Priesterjubiläums von Pater Kentenich, 11.08.1935 (nicht ediert). Vgl. zum Silbernen Priesterjubiläum E. Monnerjahn, P. Joseph Kentenich, 3., erw. Aufl., Vallendar 1990, S. 154-158.

<sup>41</sup> Später erster Ständeleiter der Schönstatt-Mädchenjugend, 1933 gestorben.

<sup>42</sup> A. Menningen, Vorträge für Schönstatter Marienschwestern bei einer Cambraifahrt, Oktober 1968 (nicht ediert).



nen Nachtrag zu bringen, weil sie mir nicht ganz gefielen, und auch einen Überblick über die zu wählende Verfassung zu geben. Doch ich wurde krank, und die Sache ging auch ganz gut ohne mich. Stehe jetzt mit Fischer treu und fest zusammen und fahre ganz wohl dabei. Wir beide sind uns sehr ähnlich. Bloß hat er einen kalten ruhigen Einschlag und ich den raschen Hitzkopf. Das macht aber nichts!“<sup>43</sup>

Die Schüler blieben nicht passiv. Sie setzten sich weiterhin für das Werden ihrer Kongregation ein. Von ihrem Spiritual hatten sie gelernt, dass Schwierigkeiten von Gott gestellte Aufgaben sind, an denen sie wachsen und reifen sollten. Sie wussten auch um die Großmacht von Opfer und Gebet. Josef Fischer fasst dies ins Wort, wenn er in der bereits erwähnten Ansprache beim Silbernen Priesterjubiläum Pater Kentenichs sagt:

„Ave imperatrix, morituri te salutant! Sei begrüßt, Du Königin, die da bereit sind, für Dich in den Tod zu gehen, grüßen Dich! Er setzte sein Kranksein und seine Leiden zum Pfand. Und wir bestürmten den Himmel durch Aufopferung der hl. Kommunion, Messe und inniger Flehgebete um Genesung und Rettung. Gleichzeitig ging dann die Arbeit weiter (...) Durch Besuche am Krankenlager bekam ich jeweils die rechten Winke und Ziele.“

Zwischendurch gab es für den tapferen Präfekten aber auch Stimmungsschwankungen, Mutlosigkeit, Enttäuschungen ... So schrieb er am 8. April 1914 an Pater Kentenich in Bad Ems:

„Zweimal (seit meinem letzten Besuche bei Ihnen) haben wir nun wieder Kongregationsversammlungen gehabt (...) ... Kommen Sie herüber und bringen Sie Feuer mit! ... Bin ganz entmutigt. Ich passe eben nicht für den Präfektenposten! Das ist doch klar, wenn man selber noch empfangen müsste, kann man nicht schon im Überfluss geben.

Die Seele vom Ganzen ist in Ems, der Körper in Vallendar. Da haben wir die Bescherung. Aber ganz verlieren wir den Mut doch nicht. Wir können auch noch beten. (...) Feier der Kongregationsgründung auf Weißen Sonntag verschoben, so können Sie noch mitmachen.“<sup>44</sup>

„Die Seele vom Ganzen ist in Ems, der Körper in Vallendar.“ In dieser Aussage offenbart sich sehr anschaulich, was der Spiritual für die Schüler bedeutet. Sie sind bereits so tief mit ihm verwachsen und verwoben, wie im Menschen Seele und Leib zusammengehören. Pater Kentenich ist gleichsam zu einem inneren Lebensprinzip für sie geworden. Der tiefe Schock und die Krise vom Aschermittwoch 1914 haben es ans Licht gebracht, was bisher noch verborgen in den Herzen lebte.

Ein letztes Zeugnis bringt das tiefe personale Verhältnis zwischen dem Gründer und den ihm anvertrauten jungen Menschen noch einmal auf den Punkt. Es stammt von Josef Hagel, der unmittelbar nach der Gründung Schönstatts als erster Sakristan für das Kapellchen sorgen durfte und während der Exilszeit des Gründers von

---

<sup>43</sup> Zitiert nach H. Hug, *Vergangenheit einholen*, Bd. 1, S. 454 f.

<sup>44</sup> Zitiert nach F. Kastner, *Unter dem Schutze Mariens*, Paderborn 1939, S. 196 f.

1953 bis 1963 Rektor des Urheiligtums war. Er starb 1963 als Pallottiner, mit einer großen Schönstattliebe im Herzen. Er bezeugt:

„Der Mittelpunkt der (Studien-)Anstalt war die schöne Hauskapelle mit dem Tabernakel. Dort versammelten sich die Schüler zum gemeinsamen Gottesdienst und Rosenkranz und den gemeinsamen täglichen Gebeten. Aber es gab noch einen zweiten sehr wichtigen Mittelpunkt. Das war der hochw(würdige) Herr Pater Spiritual. Er war im wahrsten Sinne des Wortes die Mutter der Schüler.

Sein Zimmer war im ersten Stock neben der Orgelempore gelegen. Es war immer von Jungen umlagert, die alle ihre Sorgen und Nöten zu ihm trugen. Man durfte auch mit allem zu ihm kommen. Für alles hatte er immer ein geöffnetes Ohr. Und mit feinem psychologischem Gehör fand er sofort heraus, was der Einzelne sagen wollte. Es ist selbstverständlich, wo so viele Jungen sind, da gab es viele Spannungen. Das Zimmer des P. Spirituals war der Ort, wo diese Spannungen gelöst wurden. Dort fiel auch die Entscheidung über einen eventuellen Austritt aus der Anstalt oder ein weiteres Verbleiben. Bei ihm fanden die Berufsschwierigkeiten die rechte Lösung. Bei aufgetretenen Schwierigkeiten zwischen Schülern und Vorgesetzten war ebenfalls P. Spiritual die Zuflucht. Ebenso wurden die Schwierigkeiten, die das Studium mit sich brachte, zu ihm getragen. Er hatte auch dafür gutes Verständnis und half, wo er konnte. Eine Mutter mit vielen Kindern ist eine geplagte Frau. So ähnlich erging es P. Spiritual. Es gibt wohl kaum einen Jungen, der sich nicht einmal in seinen Reifejahren am Dichten versucht hätte. Diese Geistesprodukte musste P. Spiritual beurteilen. Und das Urteil des P. Spirituals auf diesem Gebiet war sehr schwerwiegend.

In diesen Jahren muss jeder Junge große Kämpfe bestehen um seine sittliche Reife. Dabei war es für uns eine wunderbare Hilfe, dass wir in diesen Schwierigkeiten zum P. Spiritual gehen konnten. Auch wenn es mal Schwierigkeiten gab im Elternhaus, dann durfte P. Spiritual das alles wissen, und er fand dabei immer das rechte Wort der Hilfe und des Trostes. P. Spiritual war für seine Schüler immer da. Er war nicht, wie viele andere Patres, am Wochenende (...) zur Aushilfe weg. So war es zu verstehen, dass es für die Schüler ein schweres Herzeleid war, als er in den ersten Monaten des Jahres 1914 krank wurde und in das Krankenhaus nach Vallendar gebracht werden musste. Gelegentlich wurde es gestattet, den kranken P. Spiritual im Krankenhaus zu besuchen. Die das durften, waren darüber sehr erfreut und wurden vom P. Präfekten dafür bestimmt. In jener Zeit wurde unablässig von den Schülern für seine Gesundheit gebetet. Als er endlich nach einigen Wochen zurückkehren durfte, war der Jubel und die Freude unter den Schülern groß. Nun war ja ‚die Mutter‘ wieder da.“<sup>45</sup>

Vielleicht lässt sich aufgrund dieser Zeugnisse noch besser verstehen, wie es geschehen konnte, dass die Herzen der Sodalen schon am Tag der Gründung Schönstatts „Feuer fingen“.

---

<sup>45</sup> Zitiert nach H. Hug, Vergangenheit einholen, Bd. 1, S. 400-402.

„Bringen Sie Feuer mit!“ so hatte Josef Fischer am 8. April 1914 Pater Kentenich gebeten. Dieses Feuer aus dem Herzen des Gründers sprang am 18. Oktober 1914 auf die Herzen der jugendlichen Mitgründer über. Sie lebten ja bereits in einer tiefen Herzensgemeinschaft mit ihm. Pater Spiritual war für sie Vater und Mutter zugleich. Sie schenkten ihm ihr bedingungsloses Vertrauen.

### Kraftvoll dienende Autorität

Unser Bild von diesem Zeitraum vor 100 Jahren – Aschermittwoch bis Weißer Sonntag 1914 – würde nicht rund, wenn wir nicht auch den dritten Gesichtspunkt auf uns wirken ließen: Unser Gründer steht vor uns mit einer kraftvoll dienenden Autorität.

Dies zeigt sich vor allem bei der Fertigstellung der Lokalstatuten für die Kongregation. Alle Schüler durften bei diesem Prozess mitwirken und jeweils durch Stimmenmehrheit entscheiden, wie die Statuten aussehen sollten. Pater Kentenich ließ ihnen Freiheit. Aber er führte sie gleichzeitig mit seiner klugen Bewegungspädagogik und durch regelmäßige Instruktionen, die er ihnen hielt, auf den richtigen Weg. Nun aber lag er im Krankenhaus und konnte dies alles nicht mehr oder nicht mehr so intensiv wie bisher tun.

Pater Kaufmann, ein beliebter Lehrer, war bereit, für ihn einzuspringen und den Schülern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Aber er kannte die Konzeption Pater Kentenichs nicht, der in der Kongregation bewusst ein ausgewogenes Verhältnis von Autorität und Freiheit schaffen wollte. Nur den Präfekten und weitere Führer des Missionsvereins hatte der Spiritual in seine Sicht der neuen Gemeinschaft eingeweiht, wie sie in der Kongregation entstehen sollte.

Wohl lagen ihnen zur Orientierung Lokalstatuten von anderen Kongregationen vor. Aber Pater Kentenich richtete sich nicht nach ihnen, sondern schlug im Sinne seiner Sendung mit der Marianischen Kongregation bereits einen eigenen, originellen Weg ein. Er wollte ihr das Regierungsprinzip einprägen, das später grundlegend für das ganze Schönstattwerk wurde: Autoritär im Prinzip, demokratisch in der Anwendung.

Zunächst liefen die Vorbereitungsarbeiten für die Gründung der Kongregation mit Hilfe von Pater Kaufmann gut weiter. Die Statuten gingen ihrer Vollendung entgegen. Als es dann aber um den Punkt ging, wer über Aufnahme und Entlassung der Mitglieder zu entscheiden habe, kam es zu einem schweren Problem. Unser Vater und Gründer berichtet darüber in der Chronik:

„Da (P. Kaufmann) so plötzlich in den neuen Betrieb hineingeworfen worden (war) und anfangs die Zusammenhänge noch nicht kannte, unterstützte er in der Versammlung diejenigen, die die Entscheidung über Aufnahme und Ausschluss allen Sodalen überlassen wollten. Der Präfekt drang mit seinen Gesinnungsgenossen nicht durch und wurde reichlich überstimmt. Nach hitziger Diskussion wurde statutengemäß allen Sodalen das fragliche Recht zuerkannt. Vom Präfekten über die beabsichtigte Formulierung unterrichtet, setzte P. Kaufmann sich mit dem früheren

Leiter ins Einvernehmen. Dieser setzte ihm die Zusammenhänge auseinander. In der nächsten Versammlung wurde der vorhergefasste Beschluss wieder umgestoßen und dahin gemildert, dass dem Magistrat das Recht zwar zustehe, er aber gut daran tue, wenigstens zuweilen die Allgemeinheit zu Rate zu ziehen. Der Statutenentwurf wurde in dieser Form unserem Leiter vorgelegt. So sehr er sonst unsere Freiheit achtete, war er doch in wesentlichen Punkten unerbittlich. Die angefügte Klausel schloss nach seiner Überzeugung, wenigstens für unsere Internatsverhältnisse, den Keim des Verderbens in sich. Kritische Geister könnten sich später auf sie wie auf ein Recht berufen und dadurch Verwirrung und Unzufriedenheit anrichten. Das ließ er uns mitteilen. Und das Ende vom Liede war: die Klausel fiel. Und so weisen die Punkte in den Statuten, die über Aufnahme, Austritt und Entlassung handeln, eine starke Betonung der Rechte des Magistrats auf, in Abhängigkeit freilich vom Präses.<sup>46</sup>

In zweifacher Hinsicht hat Pater Kentenich hier eine Lanze für gottgewollte Autorität gebrochen. Zunächst, indem er selber vom Krankenlager aus autoritativ in die Erarbeitung der Statuten eingriff und eine Fehlentscheidung im Sinne seiner Sendung verhindert hat. Dann aber auch insofern, als er die Autorität des Magistrats betonte und ihm gewisse Rechte sichern wollte. Die Jugendlichen sollten lernen, eine von ihnen freigewählte Leitung anzuerkennen und sich ihr in entsprechender Weise zu unterwerfen.

Bis zum Ende seines Lebens kam Pater Kentenich immer wieder auf dieses Ereignis zu sprechen, meist in Verbindung mit unserem Regierungsprinzip. Er unterstrich dabei den Wert und die Würde gottgewollter Autorität, betonte aber auch, es sei sehr selten der Fall gewesen, dass er selbst auf diese Weise autoritativ in die Schönstattgeschichte eingegriffen habe. Sonst geschah die Führung der Familie zumeist auf dem Bewegungsweg.

Den erst ein halbes Jahr zuvor gegründeten Marienschwestern erklärte er im Mai 1927 im Hinblick auf den Aufbau ihrer Gemeinschaft den Sachverhalt einmal so:

„Es soll nicht eine scharfe Trennung, sondern eine Mischung von allen Regierungsformen sein. Am besten illustriere ich Ihnen das, wenn ich zurückgreife auf meine Jungen.

Als ich damals mit meinen Jungen aus vielen Schwierigkeiten heraus war und wir daran gingen, eine Verfassung aufzubauen, waren sie genauso: Gleiches Recht für alle! Ich habe eine MTA, und ich trage eine Medaille – also fertig ist die Laube! Und Jungmänner sind noch viel demokratischer. Ich hielt mein Ziel fest im Auge; und es ist dann ganz langsam und organisch gewachsen. Das muss so sein, Freiheit muss jeder haben. Es muss aber auch jeder Gelegenheit haben, sich zu unterwerfen. Das spätere Leben verlangt beides: Unterwürfigkeit und Initiative. Ist das

---

<sup>46</sup> Zitiert nach F. Kastner, *Unter dem Schutze Mariens*, Paderborn 1939, S. 195.

im praktischen Leben nicht auch so? Muss nicht jeder auch den Rücken einmal bücken? Das ist im Leben einmal so, daran kann niemand vorbeikommen.“<sup>47</sup>

Fassen wir zusammen: Unser Vater und Gründer steht auf dem Weg zum 18. Oktober 1914 vor uns in der dreifachen Grundhaltung: Bereit zum „Todessprung“ - Vater und Mutter zugleich - Kraftvoll dienende Autorität.

Es bleibt noch nachzutragen, wie der Weg bis zur Gründung der Kongregation, nachdem die Statuten fertig waren, weiter verlief. Da Pater Kentenich ursprünglich glaubte, die Kongregation werde am Festtag der Gottesmutter, am 25. März 1914, gegründet, schrieb er zu diesem Tag einen Glückwunsch aus Bad Ems:

„Meine Lieben! Heute tragen Sie den Missionsverein zu Grabe. Statt seiner tritt die Kongregation ins Leben. Möge sie alle Erwartungen erfüllen. Unsere liebe himmlische Mutter sei von nun an ganz und gar Ihre Herrin und Führerin. Per Mariam ad Jesum! Vorläufig kann ich Ihnen meine persönliche Kraft und Arbeit noch nicht widmen. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet, für Sie zu beten. Da es letzten Samstag nicht möglich war, mit Ihnen zusammen zu kommen, darf ich Ihnen wohl hiermit meinen aufrichtigen Dank aussprechen für alle Liebe und Anhänglichkeit, die Sie mir während meiner Krankheit und bei Gelegenheit meines Namenstages bekundeten. Vergelts Gott! - Liebe verpflichtet. In der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen ganz der Ihre.“<sup>48</sup>

Das frohe Wiedersehen ereignete sich erst am 18. April 1914, am Vortag der Gründung der Marianischen Kongregation. Der Gründungsakt war vom 25. März auf den Weißen Sonntag verschoben worden, einmal wegen der Erkrankung des Spirituals, dann aber auch, weil das bischöfliche Errichtungsdekret aus Trier erst nach dem 25. März in Schönstatt ankam.

Pater Kentenich hat die Gründung der Marianischen Kongregation in der Chronik mit folgenden Worten festgehalten:

„So kam denn der 19. April, der Weiße Sonntag, an dem die Kongregation gegründet wurde. Die Aufnahme nahm Rev. P. Präses, Rektor Wagner, vor. Die Festpredigt hielt unser Leiter, der mit diesem Tage seine Tätigkeit wieder aufnahm. Die ganze Feier verlief sehr anregend.“<sup>49</sup>

Die Festpredigt Pater Kentenichs kann man nachlesen in dem Quellenwerk „Unter dem Schutze Mariens“.<sup>50</sup> Sie entfaltet das Thema: Per Mariam ad Jesum.

---

<sup>47</sup> Vortrag für Schönstätter Marienschwestern, 25.05.1927 (nicht ediert).

<sup>48</sup> J. Kentenich, Brief an Josef Fischer, Ems, 25.03.1914 (nicht ediert).

<sup>49</sup> F. Kastner, Unter dem Schutze Mariens, Paderborn 1939, S. 197.

<sup>50</sup> Ebd., S. 203-210.

JOACHIM SCHMIEDL

EIN ARTIKEL SCHREIBT GESCHICHTE  
P. CYPRIAN FRÖHLICH UND SEIN BESUCH IN POMPEJI

Ein Zeitungsartikel

Von 1899 bis 1904 besuchte Joseph Kentenich die Missionsschule der Pallottiner in Ehrenbreitstein. Als uneheliches Kind der Haushaltsgehilfin Katharina Kentenich am 16. November 1885 in Gymnich geboren, war er seit 1894 in einem von den Arenberger Dominikanerinnen geleiteten Waisenhaus in Oberhausen gewesen, das dem Seraphischen Liebeswerk unterstand.

In den Tagen um den Beginn des Ersten Weltkriegs fiel dem seit dem 27. Oktober 1912 als Spiritual amtierenden Pater Joseph Kentenich ein Zeitungsartikel in die Hände. In der „Allgemeinen Rundschau. Wochenschrift für Politik und Kultur“<sup>1</sup>, einer seit März 1904 in München erscheinenden katholischen Wochenzeitung, schrieb der Kapuzinerpater Cyprian Fröhlich über seinen Besuch in Pompeji.<sup>2</sup>

„Auf einer Totenstadt eine Stadt des Lebens.

Von Generalpräses Geistl. Rat Cyprian Fröhlich, Altötting.

Der alte Vesuv rauchte gemütlich eine lange Pfeife, während ich mit der Kreisbahn nach Pompeji fuhr. Er puffte nicht, wie man ihn gewöhnlich abgebildet sieht, Glut und Rauch hoch in die Lüfte, sondern er blies, wie ein Alter im Sorgenstuhl sitzend, langsam seine hellgrauen Rauchwolken hinab ins Tal über die Ortschaften und Villen bis hinein ins Meer. Vielleicht überdachte er all das Unheil, welches seine glühenden Lavaströme, seine Stein- und Aschenregengüsse schon angerichtet haben, besonders an den zwei Stätten des Altertums Herkulaneum und Pompeji. Vielleicht war er auch verdrießlich darüber, weil man von diesem römischen Sodoma und Gomorrha wiederum den Schleier weggezogen hat und sich dort aus der ganzen Welt ein Stelldichein gibt. Nur keine Angst, Alter, Pompeji bleibt eine tote Stadt, wenn auch Kunst und Wissenschaft diesen glänzenden Leichnam untersucht, registriert und seziiert. Mögen auch Tausende die alte heidnische Kultur anstauen oder bewundern, mögen sie sich nach ihrer üppigen Lebenshaltung und ihrem sittenlosen Beispiele sehnen oder sie selbst wiederherstellen können: diese Kultur führte doch nicht zum

---

<sup>1</sup> Vgl. Paul HOSER, Allgemeine Rundschau. Wochenschrift für Politik und Kultur, in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <[http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44653](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44653)> [07.07.2014].

<sup>2</sup> Vgl. Cyprian FRÖHLICH, Auf einer Totenstadt eine Stadt des Lebens, in: Allgemeine Rundschau. Wochenschrift für Politik und Kultur 11 (1914), Nr. 29, S. 521-522.

Leben, sondern zu einem schlimmeren Tode nur, als den der sechs Bewohner der Villa Diomede, deren ausgegrabene Skelette den gräßlichen Tod anzeigen, von dem sie im Jahre 79 beim Ausbruch des Vesuv überrascht worden sind. Wie die Gleise in den gradlinigen Straßen dieser großen Stadt von acht Kilometer im Umkreis, so sind auch die antiken Ideen ausgefahren. Wie seine Tempel zerbrochen und seine Götter verschwunden, so ist auch die Herrschaft der antiken Kultur für immer dahin.

Wenn auch die modernen Venusbrüder der unreinen Göttin da und dort wieder Altäre errichten wollen, gemacht, es lebt eine andere Frau, major cunctis - mächtiger als alle, sie wird sie wiederum stürzen und an ihrer Stelle einen anderen Kult errichten, wie sie es vor 42 Jahren auf den Ruinen von Pompeji getan: eine Stadt des Lebens auf der Totenstadt, auf Pompeji: Valle di Pompei.

Wie wunderbar ist doch Gott in seinem Wirken! Immer, wenn seine Feinde triumphieren zu können wännen, erscheint der Herr, nicht wie sie in Lärm und Massen – beides braucht die Wahrheit nicht –, sondern in der Stille und bereitet sich Triumphe durch einfache bis dahin unbekannte Persönlichkeiten. So war's in Bethlehem, so war's in Lourdes, so war's in Valle di Pompei.

Mit dem Rosenkranze in der Hand zog ich in das Heiligtum von Valle di Pompei ein, ohne mehr zu wissen, als daß hier ein berühmter Wallfahrtsort U. L. Frau und eine Anstalt für Verbrecherkinder sei. Allerdings Gründe genug, um den seit 25 Jahren im Dienste des göttlichen Kinderfreundes stehenden Freund armer Kinder verwaarloster Eltern mit inniger Sehnsucht hinzuziehen. Ich verrichtete meine Andacht zur Madonna im Verein mit Hunderten von Italienern aller Stände – es war 10 Uhr, und trotzdem einfacher Freitag war, standen noch Dutzende an den vielen Beichtstühlen, an deren inneren Gebetsandacht ich mich erbaut hatte. Jeder Kenner des italienischen Volkes weiß wohl, daß die äußere Haltung in der Kirche zu wünschen übrig läßt, er weiß aber auch, daß selbst das einfache Volk eine innere Andacht und ein inneres Gebet übt, wie das bei uns nicht überall der Fall ist. Der fromme Italiener verkehrt mit Gott und seinen Heiligen wie ein Kind mit seinen Eltern und Geschwistern.

Nach dem Verlassen des Gotteshauses sah ich meinen Begleiter mit einem Herrn im Gespräche, welcher sofort mein Interesse gefangen nahm. Er war zwar unansehnlich an Gestalt, vom Alter gebeugt, aber von distinguiertem Aussehen und in der Hand hielt er den – Rosenkranz. Seine Augen waren halb geschlossen, und auf seinem aszetischen Antlitz lag noch der Widerschein der Andacht, den ein frommes Gebet über das Äußere des Menschen ausstrahlt. Man konnte ihm das Widerstreben ansehen, mit dem er dem Rufe aus seiner Andacht gefolgt war. Kaum war das Gespräch beendet, eilte er stracks in das Heiligtum der Madonna zurück. „Wer war der fromme Herr?“ fragte ich. „Es war der Advokat Bartolo Longo, der uns in einer Stunde empfangen wird“, antwortete mein Begleiter.

Wie freute ich mich, mit diesem gottbegnadeten Manne ein halbes Stündchen beisammen gewesen zu sein. Hätte ich seinen merkwürdigen Lebensgang sowie die wunderbare Entstehung der Wallfahrtskirche und des ganzen Wallfahrtsortes gekannt, ich würde die Hand dieses Advokaten U. L. Frau mit Verehrung geküßt haben. So stand ich ihm eigentlich nur als Berufsgenosse gegenüber. Ich stellte mich ihm vor als

der Präses des S(eraphischen) Liebeswerkes, der seit 25 Jahren auf demselben Gebiete der Kinderrettung tätig sei, wie er. Als Bartolo Longo mir erzählte, daß er alle Kinder unentgeltlich aufnehme, daß er aber alle Tage 2500 Lire aus der ganzen Welt sowohl für seine Kinder wie für die Kirche einnehme, konnte ich ihm entgegen: „Auch wir, guter Herr, empfangen in Deutschland allein ebensoviele tägliche Almosen für die mehr als 2000 Kinder, welche wir unentgeltlich in unsere fünf Vereinstalten aufnehmen oder auf unsere Kosten in anderen Anstalten oder Familien unterbringen.“

Auf die Frage, ob die Früchte seiner Erziehung bei Knaben oder Mädchen besser gedeihen, antwortete er lebhaft: „Unbedingt bei den Knaben, sie sind viel dankbarer; ich bekomme Haufen Briefe von den anstaltsentlassenen Jungen, sehr wenige von den Mädchen.“ Wie freute ich mich über diese Bestätigung der eigenen Erfahrung.

Auf die weitere Frage, worauf er nach der religiösen Erziehung am meisten Gewicht lege, antwortete er zu meiner größten Befriedigung: „Auf die Erziehung zur Sparsamkeit, zur Beschäftigung und Arbeit.“ Damit wußte ich genug, und was ich später sah, bestätigte voll und ganz das Gehörte.

Bartolo Longo besitzt zwei große Anstalten, eine für Waisenmädchen, von Dominikanerinnen geleitet, und eine für Knaben mit Schulbrüdern an der Spitze. Letztere ist das berühmte „Asyl für Sträflingskinder“, Söhne unglücklicher Eltern, welche zur Kerkerhaft oder Zwangsarbeit verurteilt worden sind. Vor 23 Jahren wurde dieses Haus für Verbrecherkinder eröffnet. Zum größten Teil bestehen auch die Insassen der Franziskushausanstalt aus solchen Kindern, nur nehmen wir auch Kinder von moralischen Verbrechern auf, die leider Gottes nicht eingesperrt werden. Des guten Bartolo Longo Sehnsucht ist, noch vor seinem Lebensende – er ist etwa 75 Jahre alt – eine Anstalt für Mädchen von Sträflingen zu errichten. Er bat mich in rührenden Worten ums Gebet hierfür bei der Altöttinger Gottesmutter.

Die beiden Anstalten in Valle di Pompei kann man mit gutem Gewissen in baulicher wie in hygienischer und pädagogischer Beziehung als Musteranstalten bezeichnen. Ich wüßte ihnen in ganz Deutschland keine gleichzustellen. Selbst was Reinlichkeit und praktische Einrichtung betrifft, fand ich nichts zu tadeln. Überhaupt sollten wir deutsche Katholiken die uns noch dazu von Gegnern aufgesetzte Brille der Vorurteile gegen Italien, das Mutterland unseres heiligen Glaubens, einmal ablegen und auch die großen Vorzüge dieses Landes und seiner Bewohner klar ansehen. Ich getraue es mir, keck auszusprechen, daß die Italiener immer noch ein Kulturvolk ersten Ranges sind und es wegen ihrer kernigen Gesundheit und ihres reichen Kindersegens auch bleiben werden.

Die Anstaltsräume, besonders die Gänge, sind sehr hoch und luftig, wie man sie eben nur in einem Sonnenlande erbauen kann, wo man keine Öfen braucht. In den Gängen und Museen sieht man Arbeiten, insbesondere Zeichnungen und Malereien, ausgestellt, daß ich eher mich in den Räumen einer technischen Hochschule als in denen einer Kinderanstalt zu bewegen glaubte. Musik und Gesang werden in hervorragender Weise gepflegt, der Kirchengesang der Kinder ist ergreifend schön. Gesunder Sport wird getrieben und sogar der Militarismus gepflegt mit Exerzieren und Schießen.



In der Knabenanstalt befinden sich eine Schreinerei, Schlosserei, Schmiede, Schuhmacher- und Schneiderwerkstatt; ferner eine ganz modern eingerichtete Buchbinderei und Buchdruckerei. Beständig sind sieben Maschinen im Betrieb, um alle Monate Hunderttausende von Exemplaren der Monatsblätter, Broschüren und Bücher, in allen Kultursprachen gesetzt und gedruckt, in die ganze Welt zu versenden. Ich glaube, daß in ganz Deutschland kaum eine Druckerei solche hohe und weite, luftige und gesunde Maschinen- und Setzersäle besitzt wie Bartolo Longo in seinem Heim für Sträflingskinder. Kurz und gut, die Anstalten Bartolo Longos sind Muster und Vorbild für eine zeitgemäße und praktische Erziehung und, was die Hauptsache ist, Ausbildung fürs Leben. Die Kinder können bis zum 18. Jahre in der Anstalt verbleiben und völlig ausgebildet in die Welt zurückkehren.

Wie ist dies alles nun geworden? Bartolo Longo war, wie er selbst sagt und schreibt, 30 Jahre lang „ein hartnäckiger Materialist und Sünder“. Aber er war und ist ein ganz gescheiter Mensch, einer der größten Rechtsgelehrten Italiens, und bei einem gescheiterten Menschen kann die Gnade Gottes anknüpfen. Im Oktober 1872 ging er auf den Trümmern Pompejis umher und dachte nach, wie er für seine Sünden Genugtuung leisten und den Herzensfrieden wieder finden könnte. Plötzlich hörte er eine innere Stimme, wie sie jeder schon gehört hat, der guten Willens ist: „Willst du Frieden finden, dann verbreite die Andacht zu meinem Rosenkranz; denn wer immer die Rosenkranzandacht verbreitet, soll nicht verloren gehen.“ Was tat der große Ungläubige und Materialist? Was die zwei größten Genies Saulus und Augustinus auch getan und Tausende andere mit ihnen: er fiel unter Tränen und Schluchzen auf die Knie und – betete. Aus diesem freiwilligen Ersterben des inneren Menschen stieg wie der Phönix aus der Asche eine ganze Welt voll Leben, welches das frühere Leben der benachbarten Totenstadt gewaltig in den Schatten stellt. Es entstand ein Wallfahrtsort und eine Armenkinderstadt, welche Tausenden von Armen irdisches Leben gibt und Millionen in der ganzen Welt übernatürliches Leben. Alle Jahre kommen eine Million Wallfahrer aus der ganzen Welt nach Valle di Pompei, an manchen Festtagen allein 50 000.

Wie geschah das alles? Ja, das ist eben das Wunder. Hätte die Madonna di Pompei nicht unwiderlegliche Wunder gewirkt, wie in dem Büchlein „Der Gnadenort U. L. Frau vom heiligen Rosenkranz in Valle di Pompei“ beschrieben ist, so wäre es das größte Wunder, daß ein unbekannter Advokat nach dem Jahre 1871 in dem modernen Italien auf den Trümmern einer heidnischen Stadt einen Wallfahrtsort gründen konnte. In den Villen der toten Stadt Pompeji sieht man ein Bild mit drei Göttern oder Göttinnen, zu deren Füßen eine Schlange ihre giftige Zunge nach einem Ei, dem Sinnbild des Lebens, ausstreckt. Ein Gegenstück jener Jungfrau, welche das Protoevangelium verheißt, welche der Schlange, der Urheberin des Todes, den Kopf zertreten, um aus der Stätte des Todes übernatürliches und ewiges Leben entsprießen zu lassen.“

Was den Spiritual des Studienheims Schönstatt, P. Joseph Kentenich, an diesem Artikel in erster Linie anzog, wissen wir nicht. Sicher war ihm der Name des Autors, des Kapuzinerpaters Cyprian Fröhlich, vertraut. Denn in unmittelbarer Nähe

zum Missionsseminar der Pallottiner lag die Gründungsstätte des Seraphischen Liebeswerks. Der Hinweis auf die bis zur Trennung in eine westdeutsche und eine süddeutsche Abteilung in Ehrenbreitstein beheimatete Zentrale prangt bis heute über der Tür neben der Kapuzinerkirche. Diese Trennung war äußerlich durch die Versetzung P. Cyprians nach Altötting bedingt, führte aber mit der Zeit, besonders nachdem 1901 P. Cyrillus Reinheimer die Leitung der Rheinisch-Westfälischen Abteilung übernommen hatte, zu Spannungen. Für Cyprian stand in der Fürsorge für die Kinder nicht nur die Lösung der sozialen Frage im Vordergrund, sondern das „Seelenheil“ der ihm Anvertrauten. In kapuzinischer Tradition verstand er sich als Missionar, für den die Mobilisierung der Massen Mittel zum Erreichen einer tiefen Frömmigkeit und ihrer Lebenspraxis war. Mit diesem ultramontanen Konzept geriet er nach der Jahrhundertwende in Konflikt mit dem stärker auf Erziehung und Fürsorge ausgerichteten Cyrillus Reinheimer.

Diese Konflikte zeigten sich auch, als Cyprian Fröhlich zum 25jährigen Bestehen des Seraphischen Liebeswerks eine Romfahrt der beiden Abteilungen vorschlug. Während Reinheimer religiöse und touristische Aspekte miteinander verband und einige Tage länger in Italien blieb, sorgte Fröhlich dafür, dass der von Altötting aus eingesetzte bayerische Pilgerzug den religiösen und wallfahrtsmäßigen Elementen den Vorrang einräumte. Zwischen dem 26. April und 08. Mai 1914 fand dann auch der Besuch in Pompeji statt, über den Cyprian Fröhlich in der Allgemeinen Rundschau berichtete.

Für den aktiven Kapuziner, der das große Seraphische Liebeswerk gegründet und organisiert hatte, bedeutete die Begegnung mit Bartolo Longo eine Bestätigung seines eigenen Lebenswerks. Bartolo Longo (1841-1926) kam während seines Jura-Studiums in Neapel mit spiritistischen Strömungen in Kontakt. Dadurch geriet er in eine tiefe innere Krise. Nach einem Gespräch mit einem Dominikaner findet er zum Glauben zurück und entdeckt für sich das Gebet des Rosenkranzes. Als Mitglied im Dritten Orden der Dominikaner findet er eine neue Lebensaufgabe in der Nähe des untergegangenen Pompeji. Er restauriert eine alte Kirche und bringt dort ein ihm geschenktes Rosenkranzbild an. Bald muss er die Kirche erweitern, weil die Besucherzahlen zunehmen. Um die Wallfahrtskirche entsteht eine „Città Mariana“. Neben dem Presseapostolat für den Rosenkranz gründet er Waisenhäuser und eine Schwesternkongregation.

Die Lebensleistung Bartolo Longos fasste Papst Johannes Paul II., der ihn am 26. Oktober 1980 seliggesprochen hatte, in seinem Schreiben „Rosarium Virginis Mariae“ folgendermaßen zusammen:

„Ein besonderes Charisma hatte weiterhin der selige Bartolo Longo, der ein wahrer Apostel des Rosenkranzes gewesen ist. Sein Weg der Heiligkeit gründete auf einer Eingebung, die er in der Tiefe seines Herzens vernahm: ‚Wer das Rosenkranzgebet verbreitet, ist gerettet!‘ Auf dieser Grundlage fühlte er sich berufen, in Pompeji ein Heiligtum der Jungfrau vom Heiligen Rosenkranz zu errichten, welches auf den Ruinen der antiken Stadt ruht, die gerade erst von der Botschaft des Christentums berührt worden war, bevor sie im Jahre 79 durch den Ausbruch des

Vesuvus begraben wurde. Aus ihrer Asche erhebt sie sich Jahrhunderte später zum Zeichen für das Licht und die Schatten der Gesellschaft der klassischen Epoche.“

## Die Folgen des Artikels

Als Joseph Kentenich den Artikel Cyprian Fröhlichs in der „Allgemeinen Rundschau“ las, stand er vor einer Weichenstellung seines Lebens. Als Spiritual hatte er die Jungen, die sich auf den Missionseinsatz in Kamerun vorbereiten wollten, zu freiheitlichem und selbstverantwortlichem Handeln angeleitet. Ein „Missionsverein“ wurde am 19. April 1914 in eine Marianische Kongregation umgewandelt, für die Provinzial P. Michael Kolb das ehemalige Friedhofskapellchen des alten Klosters Schönstatt als Versammlungsraum zur Verfügung stellte. In Benutzung kam das Kapellchen allerdings nicht so schnell, denn mit der Bekanntgabe der allgemeinen Mobilmachung am 31. Juli 1914 wurden die Schüler in Ferien geschickt. Für den Spiritual begannen Wochen des Nachdenkens. Sie kreisten um die Frage nach der Bedeutung des Kapellchens für die Marianische Kongregation, für das Studienheim, damit auch für die Pallottiner-Provinz. Für Kentenich bekam das Wort „darüber hinaus“ eine wachsende Wichtigkeit. Die persönliche Sorge um seine Schüler, mit denen er regen Briefkontakt hielt, ließ in Kentenich die Frage nach der religiösen Bedeutung des Krieges aufkommen. Fern vom Hurra-Patriotismus der ersten Kriegswochen war Kentenich jedoch Realist genug, um das Veränderungspotential der Kriegserfahrungen im Blick auf die Erweiterung des Horizonts der jungen Soldaten, im Blick auf die religiöse Bewährung in Extremsituationen und im Blick auf die Notwendigkeit einer natürlichen und übernatürlichen Heimat in der existentiellen Ungesicherheit des Frontalltags einschätzen zu können.

Der Artikel über Valle di Pompei gehörte dabei zu den Gedankenstützen Kentenichs. Und als die Schüler wieder nach Schönstatt zurückgerufen werden, weil der Krieg nicht so schnell wie geplant zu Ende ging, begann P. Kentenich seinen ersten Vortrag mit der programmatischen Überschrift: „Programm: Beschleunigung der Entwicklung unserer Selbstheiligung und dadurch Umgestaltung unseres Kapellchens in ein Wallfahrtskapellchen.“ Mit Verweis auf die biblische Szene von der Verklärung Jesu auf dem Berg Tabor leitete er seine Vision ein: „Ich möchte diesen Ort gerne zu einem Wallfahrts-, zu einem Gnadenort machen für unser Haus und für die ganze deutsche Provinz, vielleicht noch darüber hinaus. Alle, die hierherkommen, um zu beten, sollen die Herrlichkeit Mariens erfahren und bekennen: Hier ist wohl sein. Hier wollen wir Hütten bauen, hier unser Lieblingsplätzchen. Ein kühner Gedanke, fast zu kühn für die Öffentlichkeit, aber nicht zu kühn für Sie. Wie oft war in der Weltgeschichte das Kleine und Unansehnliche die Quelle des Großen und Größten. Warum sollte das bei uns nicht auch der Fall sein können?“

Cyprian Fröhlichs Artikel hatte in Joseph Kentenich einen kreativen Verarbeiter gefunden. Der italienische Anwalt Bartolo Longo wurde zwar an keiner Stelle erwähnt, doch die Idee, dass ein Marienwallfahrtsort seine Entstehung nicht unbedingt einer Marienerscheinung verdanken müsse, hatte sich festgesetzt.

Im Januar 1952 besuchte P. Kentenich selbst den Wallfahrtsort Valle di Pompei. Er stellte Ähnlichkeiten und Unterschiede fest. Ähnlichkeiten: „Es kam ihm wie uns darauf an, sein Werk als Gotteswerk abgestempelt zu wissen und den Erweis dafür in den geheimnisvollen Wegen der göttlichen Vorsehung und im reichlich erlebten Widerspruch bis zur persönlichen Entsetzung, freilich auch Neueinsetzung, zu erblicken.“ Und in Pompeji wie in Schönstatt wurde ein geschenktes Marienbild, das anfangs den Empfängern nicht gefiel, zum Gnadenbild. Den Unterschied sah Kentenich vor allem in der größeren Volkstümlichkeit des neapolitanischen Wallfahrtsorts.

P. Cyprian Fröhlichs Bericht über seinen Besuch im Marienwallfahrtsort Valle di Pompei und seine Unterredung mit dem Gründer der dortigen Sozialeinrichtungen, Bartolo Longo, gehört zu den wichtigen Meilensteinen auf dem Weg zur „Gründungsurkunde“ Schönstatts vom 18. Oktober 1914.

OTTO AMBERGER  
„VISION“ BEI PATER JOSEPH KENTENICH

Der Begriff „Vision“

Am Anfang steht das ursprüngliche lateinische Wort „Visio“ und steht für „Anblick“ und „Erscheinung“.<sup>1</sup> Von da aus kann man dann in zwei Richtungen weitergehen:

1. Die „Vision“ als „religiöse Erscheinung“. So etwa schreibt Kessler im Lexikon für Theologie und Kirche (3.Aufl. 2001): „Der Begriff Vision bezeichnet die nicht alltägliche Schau (Gesicht, Sehen) von Gestalten, Vorgängen, Zusammenhängen, Wirklichkeiten, welche die vorhandene Welt übersteigen.“<sup>2</sup>

Im Lexikon für Theologie und Kirche (Aufl. 1938) wird dies noch breiter in Sinne der neuscholastischen Schultheologie entfaltet<sup>3</sup>, „Vision“ wird hier theologisch definiert als: „Offenbarung an den Menschen durch göttlich gewirktes Schauen“<sup>4</sup>.

Im Sinne des Ursache-Wirkung-Schemas heißt das dann:

„2) Übernatürlich sind Visionen, deren Inhalt, sei er sinnenfällig od. vorstellungsmäßig oder geistig, von einer übernatürlichen Ursache bewirkt wird. Es sind die theologischen Visionen im Vollsinn. Außernatürlich können wir Visionen nennen, die durch die Einwirkung von Engeln oder Dämonen hervorgerufen werden. ... Natürlich sind Visionen, wenn sie ihren Ursprung im Bereich natürlicher Ursachen haben.“<sup>5</sup>

2. Man kann aber auch an das englische Wort „Vision“ [viːʒo:n] denken und „Vision“ in einem weiteren Sinne interpretieren, nämlich als das innere Bild einer Vorstellung, meist auf die Zukunft bezogen, insbesondere als die langfristige Ausrichtung eines Unternehmens, verknüpft auch mit dem Wort Strategie.<sup>6</sup>

Dazu lässt sich in einem Lehrbuch über Unternehmensführung<sup>7</sup> Folgendes nachlesen: „Eine Unternehmensvision ist ein konkretes Zukunftsbild, das nahe genug ist, um als realisierbar angesehen zu werden, aber fern genug, um Begeisterung für eine neue, bessere Wirklichkeit zu wecken.“<sup>8</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Vision> (22.11.2013).

<sup>2</sup> Kessler, H., Art. Vision IV. Systematisch-theologisch, in: LThK (3. Aufl. 2001) Bd. 10, 813f. (Die Wörter werden hier ausgeschrieben wiedergegeben.) Vgl. etwa in der Heiligen Schrift 1 Sam 3, 1-10; Apg 11, 5.

<sup>3</sup> Mager, A., Art. Vision, in: LThK (2. Aufl. 1938) Bd. 10, 646-649.

<sup>4</sup> Ebd. 646.

<sup>5</sup> Ebd. 647.

<sup>6</sup> Vgl.: <http://www.dict.cc/englisch-deutsch/vision.html> (22.11.2013).

<sup>7</sup> Dillerup, R., Stoi, R., Unternehmensführung (4., komplett überarbeitete u. erweiterte Aufl.), München 2013. Die Autoren verweisen im Textverlauf ausführlich auf entsprechende Sekundärliteratur. Diese wird hier nicht eigens wiedergegeben.

<sup>8</sup> Ebd. 109.

„Erfolgreiche Visionen sollten idealerweise folgende Anforderungen erfüllen:

- **Richtungsweisend:** Die Unternehmensvision schafft eine verbindliche Orientierung und dadurch Kontinuität über einen langen Zeitraum, der häufig zehn Jahre übersteigt.

- **Anspornend:** Eine Vision muss eine echte Herausforderung darstellen. Sie erfordert Offenheit und Kreativität, um Dinge neu anzugehen und die Zukunft zu entwickeln. Damit soll sie zugleich Begeisterung und Verantwortung erzeugen.

- **Plausibel:** Nur wenn eine Unternehmensvision einleuchtend und glaubwürdig ist, kann sie die Mitarbeiter begeistern. Sie sollte ambitioniert, aber dennoch realisierbar sein.

- **Prägnant:** Visionen sollen einfach, knapp und verständlich formuliert sein. Nur wenn sich eine Unternehmensvision leicht verbreiten lässt, kann sie ihre Wirkung entfalten.“<sup>9</sup>

Die Autoren dieses Lehrbuchs sind sich bewusst, dass dies nur ein Versuch einer begrifflichen Fassung von „Unternehmensvision“ ist.<sup>10</sup> Irgendwie ist es ansprechend und dann doch wieder nicht ganz fassbar.

## Leitbild und „Vision“

Was es im Bereich der Unternehmensführung gibt, gibt es auch für die persönliche Lebensführung. Seiwert formuliert es folgend:

„Ein persönliches Leitbild hilft Ihnen, Sinn und Richtung Ihres Lebens näher festzulegen.

. Sie werden sich darüber klar werden, was wirklich wichtig für Sie ist.

. Das schriftliche Niederlegen hilft, die ‚Software‘ in Ihrem Gehirn auf die Erreichung dieser Lebensziele zu programmieren.

. Die spätere organisatorische ‚Vernetzung‘ mit Ihrer Wochen- und Tagesplanung hilft Ihnen, Ihre persönliche Lebensvision auch in Ihre tägliche Arbeit und Ihr Privatleben hineinzutragen. [...]

Wann oder wo auch immer Menschen zusammenkamen, um etwas Außergewöhnliches zu erreichen, wurde eine Vision oder ein Leitbild formuliert. Es war der erste Schritt auf einem langen Weg. Eine *Vision* haben bedeutet nichts anderes als ein *inneres Bild* vor Augen haben. Was wir uns bildhaft vorstellen können, sind wir auch in der Lage zu erreichen.“<sup>11</sup>

---

<sup>9</sup> Ebd. 110.

<sup>10</sup> Vgl. ebd. 109: „Was eine Unternehmensvision ausmacht, darüber gehen die Auffassungen in Literatur und Unternehmenspraxis weit auseinander: Das Spektrum reicht von einer Absichtserklärung aus der Strategieabteilung bis zum Leitmotiv des Handelns der Unternehmensführung.“

<sup>11</sup> Seiwert, L. J. , Wenn du es eilig hast, gehe langsam. Das neue Zeitmanagement in einer beschleunigten Welt. Sieben Schritte zur Zeitsouveränität und Effektivität, Frankfurt 2003 (8. Aufl.), 97.

Eine „Vision“ im Sinne eines Leitbildes kann als Motivationsquelle eine hohe inspiratorische Kraft haben, und zwar immer dort, wo Menschen etwas für sich persönlich oder in Zusammenarbeit mit anderen erreichen wollen. Wir wollen nun einen Schritt weitergehen und konkret anschauen, wie Pater Kentenich „Vision“ versteht und verwandt hat.

### „Vision“ bei Pater Kentenich

Pater Kentenich kennt den theologischen Sprachgebrauch von „Vision“. Er weiß auch, dass man bei ihm schon so etwas wie eine übernatürliche Erscheinung und Eingebung als inspiratorische Quelle für seine Gründertätigkeit vermutet hat. Er setzt sich davon aber ab. Leicht scherzhaft sagt er es so:

„Sie sagen: Gründer des Werkes. Dagegen sträube ich mich, wenn Sie mich damit alleine meinen, das entspricht nicht der historischen Wirklichkeit. Müssen Sie immer festhalten: Das ist unsere gemeinsame Gründung, und zwar in einem Worte gemeinsam, wie Sie das selten finden. Zunächst einmal: Mitwirkende Ursachen sind die Glieder der Familie schon deswegen gewesen, weil all das, was in deren Seelen vorgegangen, für mich die Erkenntnisquelle des göttlichen Willens war. Das ist nicht so, wie man manchesmal meint, ich müßte ja doch ein Visiönchen gehabt haben – nicht nur ein Visiönchen, sondern viele Visiönchen. Gar nichts davon! Visiönchen sind die Glieder der Familie gewesen. Aus deren Seelenleben habe ich immer herauszulesen versucht den Willen Gottes. Also ist das ein gemeinsames Werk.“<sup>12</sup>

Bei ihm geht es also um eine „Vision“ aus dem „praktischen Vorsehungsglauben“<sup>13</sup>, um diesen Zentralbegriff seiner Spiritualität zu gebrauchen. Da kann es außergewöhnliche Quellen zur Mitteilung des göttlichen Willens geben. Diese bevorzugt er aber nicht. Eigentlich, und so zeigt es dieser Text, geht es ihm deutlich darum, die Stimme Gottes in den „Seelenstimmen“ der Menschen, also in ihren positi-

---

<sup>12</sup> Kentenich, J., Vortrag Frauenbund (04.06.1966 Heiligtum Berg Schönstatt) 32 (uned. Manuskriptdruck A 5 33 S.). Vgl. auch Kentenich, J., Silvestervortrag vor der Schönstattfamilie (31.12.1965), in: PLE II 267: „Und in den folgenden Jahren, wenn so da und dort, so ganz vertraulich, heimlich die Anfrage kam, entweder, ob ich nicht doch ein Visiönchen gehabt hätte -, hab' ich immer scherzhaft geantwortet: nicht nur ein Visiönchen, ungezählt viele Visiönchen! Und habe dann gerne hingewiesen auf die geformten Schönstattmenschen. Das sind meine Visionen gewesen.“

<sup>13</sup> Vgl. dazu als grundlegende Einführungen: Unkel, H.W., Theorie und Praxis des Vorsehungsglaubens nach Pater Joseph Kentenich. Teil 1: Theologische Horizonte des praktischen Vorsehungsglaubens, Vallendar-Schönstatt 1980 (UNKEL, Vorsehungsglauben I). Ders., Theorie und Praxis des Vorsehungsglaubens nach Pater Joseph Kentenich. Teil 2: Leben aus dem praktischen Vorsehungsglauben, Vallendar-Schönstatt. Amberger, O., Modelle subjektiver Glaubenserkenntnis bei John Henry Newman und Joseph Kentenich. Darstellung und vergleichende Diskussion (= Schönstatt-Studien 9), Vallendar-Schönstatt 1994.

ven geistgewirkten Anregungen und Wünschen zu entdecken. Diese sind in ihrer Natürlichkeit jedem Menschen zugänglich.

Gleichzeitig ist die Suche der „Vision“ ein ausgesprochen kommunikativer Prozess. Viele Personen werden daran beteiligt. Natürlich muss am Schluss doch jemand den Suchprozess in einer begrifflichen Fassung auf den Punkt bringen. Darin war Pater Kentenich gut begabt.

Praktisch führt Pater Kentenich dieses Finden einer „natürlichen Vision“ in einer Unterscheidung zu einer „übernatürlichen eingegossenen Vision“ bei Petrus Canisius (1521-1597) vor. Konkret geht es um dessen sogenannte „Deutschland-Vision“<sup>14</sup>.

"Kanisius hatte seinerzeit auch eine Deutschland-Vision. Das war eine übernatürlich eingegossene Vision. Was sah er? Das Herz des Heilandes, das ihm den Auftrag gab, nach Deutschland zu reisen, um Deutschland aus den Klauen des Protestantismus herauszureißen. So ist Kanisius der zweite Apostel Deutschlands geworden. Sehen Sie, daneben steht unsere Deutschland-Vision, eine erworbene, erworben auf Grund nüchternen Erwägungen und historischer Erkenntnisse und Belange. Was hat Kanisius nicht alles getan, um seiner Sendung gerecht zu werden! Verstehen Sie bitte in unserem Zusammenhang: Haben wir wirklich die Aufgabe, den Auftrag, als Werkzeug der lieben Gottesmutter Deutschland aus dem Abgrund emporzureißen, dann heißt es: Wachtet auf und wecket einander! Nicht ausruhen auf dem kleinen Eiland!"<sup>15</sup>

Das Ganze formuliert Kentenich immer im Kontext einer pädagogischen Kommunikation mit den Hörern seines Vortrags, der uns heute vielleicht nicht mehr so geläufig ist. Er will seine Hörer motivieren, sich apostolisch zu engagieren, in diesem Fall konkret im Nachkriegsdeutschland (was aber auch auf jedes andere Land übertragen werden kann). Es ist eine Vision, die für Großes motiviert.

"Es gibt noch viele Kreise, die am Christentum festhalten. Trotzdem sind wir überzeugt, wenn es nicht die Gottesmutter tut, wenn sie nicht Christus neu gebiert, dann ist Deutschland für das Christentum verloren. Aber demgegenüber müssen wir unsere ernste Sendung in die Waagschale werfen, wir müssen uns bewusst werden, dass die Gottesmutter uns benutzen will, um das deutsche Volk wieder zu sittlich-religiöser Höhe emporzuführen. - Das ist so nüchtern gesagt, ist uns ins Stammbuch geschrieben. Aber überlegen Sie einmal, wenn ein Engel vom Himmel käme und uns sagte: Du hast eine Sendung für Deutschland, auf dich kommt es an! Was würden wir antworten? Das ist es ja, was wir brauchen: in unserem kleinen

---

<sup>14</sup> Vgl. Seifert, S., Briefe des Hl. Petrus Canisius. Ausgewählt und bearbeitet von Siegfried Seifert. Übersetzt von Burkhard Schneider, Leipzig 1983, 24ff. Es handelt sich um eine „Vision“ am 4. September 1549, unmittelbar vor Ablegung seiner Professgelübde, am Apostelgrab der Peterskirche, in der Jesus „in menschlicher Gestalt“ (ebd. 24) Deutschland ihm ans Herz gelegt hat.

<sup>15</sup> Kentenich, J., Bundestagung (27.12.1950, 2. Vortrag), 26.



Leben ein großes Ziel. Diese überaus große Aufgabe hat Gott auf unsere Schultern gelegt."<sup>16</sup>

### „Vision“ in Kohärenz

Man kann auch sagen, Pater Kentenich sucht die „Vision“ Gottes in Kohärenz von menschlichen Möglichkeiten und göttlichem Wirken. Eine Trennung nach „Stockwerken“ des göttlichen Wirkens wird überwunden.<sup>17</sup>

Dabei lässt er aber auch die konkrete Umsetzung nicht aus dem Blick. Auf der einen Seite eine große geistige „Vision“, die sogar global gelten kann, und auf der anderen Seite die konkrete Umsetzung, die wiederum durch die praktischen Gegebenheiten bestimmt wird. Also eine große Spannweite, ein weiter mentaler Horizont und doch auch wieder eine situative Erdung in der praktischen Durchführung.<sup>18</sup>

### Die eingeborene „Vision“

Für sich selbst formuliert Pater Kentenich vorrangig die „Vision“ vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“. Es ist für ihn kein rational konstruiertes Ziel, sondern ein Herzensanliegen, das immer schon in ihm gelebt hat und ihn vital motiviert hat.

"Es ist bekannt, dass mir von Kindheit an das Ideal des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft vor Augen schwebte, das sich allezeit am neuesten Zeiteufer orientierte, ohne deswegen jedoch die Fühlung mit der Vergangenheit zu zerschneiden. Anfangs lebte diese Idee mehr in allgemeinen Umrissen in mir. Sie nahm aber Jahr für Jahr konkretere Form an, die durch die Zeitverhältnisse außerordentlich stark vertieft wurde. Als ich einen Erziehungsauftrag erhielt - es war im

---

<sup>16</sup> Kentenich, J., Bundestagung (27.12.1950, 2. Vortrag), Ebd. 28.

<sup>17</sup> Vgl. Kentenich, J., Predigt (09.05.1965), in: AGL Bd. 17, 77: „Und wenn wir überlegen, an unsere eigenartige Denkstruktur, unsere Denkweise (denken), dann wissen wir, der heutige Mensch kennt im großen und ganzen nur ein zusammenhangloses oder ein mechanisches Denken. Dinge, die zusammengehören, werden gar zu gern auseinandergerissen und finden keine Einheit mehr, ob es sich dabei handelt um Dinge irdischer Art oder ob es sich dabei handelt um die Verbindung mit der natürlichen und der übernatürlichen Ordnung.“

<sup>18</sup> „Ich muss die innere Haltung zum Universalismus haben. Wie die Haltung zur Handlung wird, das bestimmt der liebe Gott durch die Verhältnisse, und diese sind immer beschränkt. Deshalb wird der Zug ins Weltweite praktisch im einzelnen Fall konkretisiert in Erscheinung treten, wie Gott durch die Verhältnisse das möglich macht, aber einen Sinn, ein Organ für das Apostolat muss ich haben. Es ist ja so: Wollten wir uns bemühen, gleichzeitig allen Hasen nachzulaufen, würden wir keinen fangen. Es zeigt sich in der Beschränkung der Meister, wo es sich um das praktische Apostolat handelt. Aber die geistige Haltung muss eine weltweite werden.“ (Kentenich, J., Bundestagung (27.12.1950, 2. Vortrag), Ebd. 29f.)

Jahr 1912 - , konnte ich bereits mit fertigen Plänen meine Arbeit beginnen. Bald stieß ich - wie nicht anders zu erwarten war - auf starke Gegensätze mit meiner Umgebung. Alle ohne Ausnahme waren Männer des alten Zeiteufers, an dem sie nicht selten mit großer Zähigkeit festhielten."<sup>19</sup>

### „Vision“ personal zentriert

Pater Kentenich hat seine „Vision“ mit Maria, der Mutter Jesu, verbunden. Dadurch wird sie persönlich, menschlich anschaulich und mit religiöser Motivationskraft ausgestattet. Es ist aber keine „Vision“ mit musealem Charakter, im Gegenteil, sie soll anschlussfähig für die heutigen kulturellen Gegebenheiten sein.

Entsprechend heißt es in dem von Pater Kentenich in Dachau verfassten "Werkzeugs-Lied":

"Lass uns gleichen deinem Bild,  
ganz wie du durchs Leben schreiten,  
stark und würdig, schlicht und mild  
Liebe, Fried´ und Freud´ verbreiten.  
In uns geh durch unsere Zeit,  
mach für Christus sie bereit."<sup>20</sup>

Der Soziologe Michael Hochschild charakterisiert im Sinne einer Kulturdiagnose die heutigen gesellschaftlichen Veränderungen in folgender Weise:

"Gefragt wird heute nicht mehr wie zu den Zeiten der christlichen Einheitskultur des Mittelalters oder einer christentümlichen Gesellschaft der beginnenden Moderne nach einem je Gott gefälligen Leben, sondern nach der jeweiligen Anschlussfähigkeit von Religion an Gesellschaft, also danach, ob Religion ihre Funktion für Gesellschaft erfüllt und darin sich als gesellschaftlich kompatibel ausweist. Der Kompatibilitätstest läuft schließlich darauf hinaus, dass sich die unterschiedlichen Religionen um eine Sinnstiftung als religiöser Lebensführung bemühen, m.a.W. ihre Transzendenzoptionen schon in der Welt unterschiedlich geltend machen und dadurch Lebensstile entscheidend mitprägen, die auf den einen oder anderen unterschiedlich attraktiv wirken."<sup>21</sup>

Im Blick auf die von Hochschild gegebene Kulturdiagnose scheint mir die „Vision“ Schönstatts, personalisiert in Maria, anschlussfähig zu sein. Maria wird hier als die vorbildliche christliche Persönlichkeit vorgestellt, nach deren Beispiel ein Gesellschaft und Kultur prägender Lebensstil gestaltet werden soll.

---

<sup>19</sup> Kentenich, J., Aus Studie 1964 (S. 131), in: King, H. (Hrsg.), Joseph Kentenich. Ein Durchblick in Texten Bd. 1 In Freiheit ganz Mensch sein, Vallendar-Schönstatt 1998, 45.

<sup>20</sup> Kentenich, J., Himmelwärts. Gebete für den Gebrauch in der Schönstattfamilie, Vallendar 1973 (Aufl. 1979), 163.

<sup>21</sup> Hochschild, M./Söder, J., Kulturdiagnose unter neun Aspekten, in: Schlosser, H. (Hrsg.), Christliche Kulturwissenschaft. Suche nach Ansatzpunkten, Vallendar-Schönstatt 2003, 84.

Ähnlich heißt es am Ende des Führer-Gebets im Blick auf eine marianische Weltsendung Schönstatts:

"Hilf ihr [Schönstatt], in alle Welt sich auszubreiten  
und siegreich durch die Nationen schreiten,  
dass bald werd' eine Herde und ein Hirt,  
der alle Völker zum Dreifaltigen führt. Amen."<sup>22</sup>

### „Zukunftsvision“<sup>23</sup>

Was vorher schon bei der Erkenntnis der „Vision“ angeklungen ist: Die „Vision“ ergibt sich für Pater Kentenich im Kontext des „praktischen Vorsehungsglaubens“. Damit verbunden ist auch die gesellschaftliche Dimension der „Vision“. Die „Vision vom neuen Menschen in der neuen Gesellschaft“ soll Antwort sein auf die gesellschaftlichen Fragen der Zeit. So sieht er diese im Dialog mit den gesellschaftlichen Strömungen der Zeit. Konkret beschäftigt ihn eine Auseinandersetzung mit dem sogenannten „Kollektivismus“<sup>24</sup>, womit er die Massenerscheinungen seiner Zeit meint, sodass der Kommunismus als gesellschaftspolitische Strömung im Blick ist<sup>25</sup>, aber auch Vermassungserscheinungen in der westlichen kapitalistischen Gesellschaft wahrgenommen werden. Dazu gehört auch das Phänomen, dass durch die moderne Technik (und die Kommunikationsmedien) eine weltumspannende Einheitszivilisation entsteht.<sup>26</sup>

Die Kultur des Menschen sollte von Strömungen wie dem Kommunismus mit bestimmter gesellschaftlicher Vision geformt und gestaltet werden. Und zwar in Totalität. Für Pater Kentenich besteht das Negative dieser Kulturgestaltung darin, dass sie den Menschen aus seiner Gottbezogenheit herausnimmt und einem System unterwirft, das sich selbst zum Götzen macht.

Antwort auf eine solche Totalitätsvision ist der pädagogische Weg einer Gegen-„Vision“<sup>27</sup>, wie sie von Anfang an zum Christentum gehört. In diesem Sinne spricht er dann von einer „christlichen Zukunftsvision“.

Diese ist gekennzeichnet durch vier Merkmale:

---

<sup>22</sup> Kentenich, J., *Himmelwärts. Gebete für den Gebrauch in der Schönstattfamilie*, Vallendar 1973 (Aufl. 1979), 137.

<sup>23</sup> Vgl. dazu Schlosser, H., Art. Zukunftsvision, in: Brantzen, H. u.a. (Hrsg.), *Fakten – Ideen – Leben*, Vallendar-Schönstatt 1996, 443f. Schlosser bringt auch ausführliche Quellenverweise bei P. Kentenich.

<sup>24</sup> Vgl. Schlosser, H.; Art. Neue Gemeinschaft, in: ebd. S. 274.

<sup>25</sup> Vgl. Kentenich, J., *NHBr*(20.5.1948), 125ff.

<sup>26</sup> Vgl. ebd.

<sup>27</sup> Vgl. ebd.: 126: „Vision kann nur durch Vision überwunden werden. Alle anderen Versuche führen nicht zum Ziele, am wenigsten rationale Beweisführungen. Das zeigt die Geschichte des Christentums, vornehmlich in der Frühzeit.“

Sie ist eine universelle, sie ist im Sinne des „praktischen Vorsehungsglaubens“ eine „erworbene“ Vision, sie hat ausgesprochen messianischen Charakter und sie zeichnet sich kraft der ihr innewohnenden göttlichen Kraft durch eine geheimnisvolle Sieghaftigkeit aus.<sup>28</sup>

Pater Kentenich war von seiner Gottes- und Glaubenserfahrung her der Überzeugung, dass die christliche Zukunftsvision in Schönstatt eine originelle zeitgemäße Ausprägung erhalten hat.<sup>29</sup> Dabei verweist er auf das von ihm im Konzentrationslager Dachau (1942-1945) verfasste Gebetbuch „Himmelwärts“, das diese „Zukunftsvision“ umrisshaft darstellt:

„Wer sich in den Geist von `Himmelwärts` eingelebt, erkennt darin unschwer auf allen Seiten die Grundzüge dieser universellen, erworbenen, messianischen und geheimnisumwebten sieghaften Zukunftsvision.

Das Gottes- und Menschenbild, das Geschichts- und Gesellschafts- und Kirchenbild, wie es dort umrissen ist, alles weist nachdrücklich darauf hin, bietet reichlich Stoff für Betrachtung und Studium und kann eine wirksame Schulung für Verstand, Wille und Herz des Menschen werden, der in chaotischem Zustand einen klaren Kopf und eine sichere Hand bewahren will.“<sup>30</sup>

Da Pater Kentenich vornehmlich als Pädagoge mit Menschen gearbeitet hat, sind diese Texte als Reflex der gelebten „Vision“ anzusehen. Eigentlich müsste man an den vielen von ihm gegründeten Gemeinschaften abschauen, wie diese „Vision“ in vivo ausschaut. Eine gelebte „Vision“, verwurzelt im Geist des Christentums und zeitnah originell, soll so wahrnehmbar sein, dass sie auch gesellschaftliche Anerkennung findet.

### „Vision“ einer neuen Kirche<sup>31</sup>

Wie gut Pater Kentenich das Handwerk der „Visions“-Arbeit verstanden hat, kann man an seiner Kirchen-Vision ablesen. Im Rahmen des Abschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) formulierte er seine „Vision“ von erneuerter Kirche.<sup>32</sup> Diese „Vision“ lässt sich auch heute, fast 50 Jahre später mit Gewinn lesen. Kurz zusammengefasst beinhaltet diese „Vision“ der Kirche folgende Charakteristika:

Sie (die Kirche) ist beseelt traditionsgebunden und doch gelöst von erstarrten Formen. Sie ist brüderlich (geschwisterlich) geeint und auch hierarchisch gelenkt. Sie ist Seele heutiger und kommender Kultur und Welt. Sie ist eine marianische

---

<sup>28</sup> Vgl. ebd. 127f.

<sup>29</sup> Vgl. ebd. 128.

<sup>30</sup> Vgl. ebd.

<sup>31</sup> Vgl. dazu Wolf, P. (Hrsg.) Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kentenichs. Ausgewählte Texte, Vallendar-Schönstatt 2004.

<sup>32</sup> Vgl. etwa den Vortrag von Pater Kentenich vom 8. Dezember 1965 in Rom, aber auch an anderer Stelle.

Kirche mit Maria, der Mutter der Kirche. Sie lässt sich durch und durch vom Heiligen Geist regieren. Sie ist eine arme Kirche. Sie ist eine demütige Kirche.

Man könnte diese „Vision“ genauer in den Blick nehmen, zuerst formal, wie weit sie den von Dillerup und Stoi aufgeführten Kriterien einer erfolgreichen „Vision“ entspricht.<sup>33</sup> Vergleichen könnte man sie aber auch inhaltlich mit den Desideraten, wie sie etwa Mitschke-Collande im Rahmen seines Buches zur aktuellen Situation der katholischen Kirche formuliert hat.<sup>34</sup>

Mitschke-Collande kommt nach der aktuellen Analyse der katholischen Kirche in Deutschland in „Kapitel V. Weg aus der Krise“ (135-228) zu folgenden Lösungsvorschlägen:

1. Neues Selbstverständnis entwickeln
2. Sprachlosigkeit überwinden
3. Neue Kultur des Miteinanders im Dialog
4. Gläubige in die Pflicht nehmen
5. Mehr Mut zur Innovation und zu neuen Wegen.

Mit Papst Franziskus (als Papst gewählt am 13. März 2013) verbinden sich Hoffnungen, dass eine Erneuerung der katholischen Kirche wirklich stattfindet. Das könnte auch auf die Kirchenvision Pater Kentenichs ein neues Licht werfen. Besteht nicht zwischen beiden eine hohe Übereinstimmung? Die Kirchenvision Pater Kentenichs scheint jedenfalls noch nicht überholt, eher mehr aktuell zu sein als man es am Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils ahnen konnte.

### Ausblick – Die „Vision“ Pater Kentenichs heute

Sollte sich Schönstatt nach 100 Jahren nicht in seiner ursprünglichen „Vision“ vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ erneuern? Eine „Vision“ wird ja nicht dadurch am Leben erhalten, indem man die alten Formulierungen immer neu wiederholt. Die Frage stellt sich nach 100 Jahren von selbst: Was ist zeitbedingte Form und was innerer durchtragender Geist, damit er sich neue mittelbare Formen schafft? Wo ist das ursprüngliche Feuer lebendig?

Für den Lebenszyklus von kirchlichen Gemeinschaften hat Saarinen acht Phasen der Entwicklung, die eine Gemeinschaft von der Geburt bis zu ihrem Ende durchschreitet, herausgearbeitet.<sup>35</sup> Zur Phase „Geburt“ bemerkt er folgendes:

„In whatever way the birth of the congregation is held in its collective memory, it has the element of *kairos* accompanied with the remembrance of vision, hope, and

---

<sup>33</sup> Vgl. Fußnote 7.

<sup>34</sup> Mitschke-Collande, Th. v., Schafft sich die katholische Kirche ab? Analysen und Lösungen eines Unternehmensberaters (Mit einem Vorwort von Kardinal Karl Lehmann), München 2012.

<sup>35</sup> Saarinen, M. F., The life cycle of a congregation, Wisconsin/USA 2001 (1986). Vgl. [http://www.kingdomworksonline.org/uploads/LifecycleOfACongregation\\_1\\_.pdf](http://www.kingdomworksonline.org/uploads/LifecycleOfACongregation_1_.pdf) (26.04.2014). Zitat S. 8.

enthusiasm (high E). At this point in its life, the congregation may be more in love with the thoughts and feelings of what it is like to be alive than with anything else. Its life is characterized by undifferentiated activity and a multiplicity of images; consequently its intentionality is relatively unfocused, i.e., there are low levels of program development and administrative capability. Its sense of identity and how it may be a servant to the broader community is limited by its need to develop a broad enough base of members and dollars to support a ministry. The founders are known and remembered for their charisma and ability to draw people together and fill them with enthusiasm.”

Also: Kairos, „Vision“, Hoffnung und Begeisterung gehören zum Beginn einer Gemeinschaft. Programme und Administration bewegen sich auf niedrigem Niveau. Vieles ist noch nicht entfaltet. Es gibt eine gute Identifizierung mit der Gemeinschaft. Die Zentrale wird von einer breiten Basis von Mitgliedern (auch wirtschaftlich) mitgetragen. Der Gründer steht in der Mitte mit seinem Charisma und seiner Fähigkeit, die Menschen zusammenzubringen und für gemeinsame Ziele zu begeistern.

Positiv lässt sich sagen, dass es auch heute Menschen gibt, die sich für die ursprüngliche „Vision“ Pater Kentenichs vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ begeistern. So formuliert jedenfalls eine Gruppe in einer Gemeinschaft Schönstatts:

„Vor fast hundert Jahren hatte unser Vater eine Vision von starken freiheitlichen Menschen, die sich im Bündnis mit der Gottesmutter dazu erziehen und somit Saureteig und Licht für die Welt sein wollen. Diese Vision ist auch heute noch die Flamme, die uns entzündet.“

Die ursprüngliche „Vision“ des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ hat für Schönstatt heute eine orientierende Funktion. Sie macht immer neu klar: Darum geht es in Schönstatt. Nicht alles Mögliche ist Ziel Schönstatts. Insofern enthält sie eine kritische Komponente. Die aktuelle Gestalt Schönstatts muss sich auch immer fragen lassen: Dienen wir noch der ursprünglichen Zielstellung? Oder sind wir etwas vom Ziel abgekommen? Positiv können wir sagen: Die „Vision“ vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ ist in Schönstatt noch lange nicht am Ende. Es gilt auch hier, was Küenzlen am Ende seines Buches über den „Neuen Menschen“ geschrieben hat:

„So wenig wir, gebannt in unsere Gegenwart und deren gegenwärtige kulturelle Unübersichtlichkeit, Sichereres darüber sagen können, mit welchen Inhalten die künftige Suche des Menschen nach einem Neu-Sein seiner selbst sich verbindet und welche davon kulturbestimmend sein werden, so scheint doch sicher: Die Geschichte der Suche und Sehnsucht nach einem Neuen Menschen wird weiter gehen.“<sup>36</sup>

---

<sup>36</sup> Küenzlen, G., Der neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne, München<sup>2</sup> 1994, 276.

ALICJA KOSTKA

## RELEVANZ DER PERSONALEN BINDUNGEN IM ORGANISMUS: FAMILIE

Die jüngsten Äußerungen von Papst Franziskus sowie Benedikt XVI. über die Kirche als Familie Gottes<sup>1</sup> spornen zu einem erneuten Blick auf die Schönstatt-Bewegung unter dem Gesichtspunkt des Familienhaften an. Diesen Anspruch, Familie zu sein, hat der Gründer Josef Kentenich von Anfang an der Bewegung gestellt. Es bleibt somit ein immanentes Profil und immer neue Herausforderung im föderativen Miteinander.

Gerade im Umkreis des Vaticanum II hat Pater Kentenich den Familiencharakter des Werks stärker betont und an die Konzilstexte geknüpft, die diesen Charakter der Kirche ansatzweise angesprochen haben<sup>2</sup>. Für ihn gehörte das Bemühen um familienhaftes Miteinander innerhalb der Bewegung zur Vorwegnahme der Vision: Kirche als Familie<sup>3</sup>.

Im folgenden Aufsatz möchte ich die Aufmerksamkeit auf den lebendigen Bindungsorganismus richten, in dem Pater Kentenich die Grundlage einer allseitigen und tiefpersonalen Entwicklung erblickte. Ohne eine ausgeprägte familienhafte Komponente ist dieser Organismus nicht denkbar. Dabei ist nicht mein Ziel, den Bindungsorganismus ausführlich zu erklären – dazu liegen spezielle Studien vor<sup>4</sup>. Mein Augenmerk richtet sich auf die personalen „Eckpunkte“ dieses Bindungsorganismus (Teil I.), die das Familienhafte sichern, sowie auf eine neue Qualität der Bindungen innerhalb dieses Organismus, die auf Personalisierung und Vertiefung angelegt sind, im Dienste des vielfachen Lebens (Teil II.). Die Absicht, die Josef

---

<sup>1</sup> „Die kirchliche Gemeinschaft ist sich bewusst geworden, eine ‚Familie im Glauben‘ zu sein, eine durch ein tiefes und geheimnisvolles Band geeinte Familie, die die verschiedensten Wirklichkeiten umschließt und die – durch die Gegenwart Gottes in ihr – zum Zeichen der Einheit für die gesamte Gesellschaft wird.“ Benedikt XVI, *Ansprache an eine Pilgergruppe aus der Diözese Madrid*, 4. Juli 2005. Papst Franziskus eröffnet die Katechesenreihe am 29. Mai 2013 zum Thema Kirche mit den Worten: „Im Lichte der Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils wollen wir heute einen Aspekt dieses Geheimnisses betrachten, nämlich die Kirche als Familie Gottes. Schon das Gleichnis vom verlorenen Sohn, oder besser gesagt des barmherzigen Vaters, verdeutlicht den Plan Gottes mit der Menschheit. Gott will aus uns allen eine große Familie machen, in der jedes Mitglied sich von ihm geliebt weiß.“. Vgl. *Ansprachen bei Generalaudienzen am 18. Juni 2014, 25. Juni 2014*.

<sup>2</sup> Eine umfassende Studie zum Konzept Kirche als Familie Gottes sehe: F. Behina, *Die Kirche als „Familie Gottes“. Die Stellung dieses theologischen Konzeptes im Zweiten Vatikanischen Konzil und in den Bischofsynoden von 1974 bis 1994 im Hinblick auf eine ‚Familia-Dei-Ekklesiologie‘*, Roma 1998

<sup>3</sup> J. Kentenich, *Kirche Familie Gottes. Vorträge in Münster*, Münster 1984; P. Wolf, *Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kentenichs*, Patris-Verlag 2004.

<sup>4</sup> Vgl. H. Czarkowski, *Psychologie als Organismuslehre*, Vallendar-Schönstatt 1973.

Kentenich mit dem Organismusgedanken verband, richtet sich auf Vitalisierung und Festigung der Bindung an Gott.

Methodologisch werden dabei Texte verwendet, die der Gründer einer Teilgemeinschaft des Werkes gewidmet hat: dem Schönstatt-Frauenbund als einer Laiengemeinschaft in der Welt. Die Aussagen, die er dieser Gemeinschaft geschenkt hat, mögen Quelle einer vertieften Reflexion zum Thema Familie sein. Die ausgeführten Gedanken sollen lediglich als Denkanstöße für weitere Überlegungen verstanden werden.

## Familie – eine ontologische Perspektive

Familie ist kein ideologisches Gebilde, sondern ein lebendiger Organismus, an der Heiligen Dreifaltigkeit abgelesen. Das Wesentliche, was den Organismus der Familie ausmacht, ist: Vater, Mutter und Kinder – in Liebe verbunden, *communio caritatis* (Familiaris Consortio, 11-15). Diese ontologische Definition wird in jüngster Zeit durch alternative Vorschläge diversifiziert. Vertreter der Gender-Strömungen stellen die ontische Seinsordnung der Familie in Frage und schlagen neue, abweichende Definitionen vor. Einige dieser Versuche münden in konkreten gesetzgeberischen Vorschlägen, die sich teilweise erfolgreich durchsetzen. Aus diesen gegenläufigen Strömungen ergibt sich an Christen und vor allem an die Schönstattfamilie eine Herausforderung, das, was Familie ausmacht, bis zum Äußersten zu leben als seinsgemäßen Beitrag für die Stärkung der Familie im natürlichen, gesellschaftlichen und religiösen Bereich. Die Anfangsworte der Gründungsurkunde Schönstatts, in denen die Rede vom „Vater, Mutter und Kinder“ ist, mag für diesen Anspruch symbolisch sein und neu entdeckt werden<sup>5</sup>.

## Vater – Mittelpunkt der Familie

Zum personal verstandenen Bindungsorganismus gehört genealogisch primär die Anwesenheit des Vaters. Im Zusammenhang mit dem Kirchenbild, das ihm vorschwebte und das er im Blick auf die Aussagen des Konzils zu entfalten begann, sieht er realistisch, dass die Brüderlichkeit bzw. Schwesterlichkeit ohne Väterlichkeit nicht möglich ist: „(...) das Nebeneinanderstehen allein sichert keine Familie“<sup>6</sup>. Die Seinsordnung weist die Richtung: „Das Aneinander will immer aufgefasst werden als die Frucht des Miteinanders zwischen Vater, Mutter und Kindern“<sup>7</sup>. Und: „keine Schwesterlichkeit, auch keine Brüderlichkeit ohne Kindlichkeit Vater und Mutter gegenüber.“ (ebd.).

Solch einen Anspruch stellt er der Schönstattbewegung in der Zeit der aufkommenden Turbulenzen im Bereich der Familie sowohl auf soziologischer wie auch

---

<sup>5</sup> Schönstatt. *Die Gründungsurkunden*, Vallendar Schönstatt-Verlag 1967, S. 21.

<sup>6</sup> Ebd. Vgl.: Wolf, *Erneuerte Kirche...*, S. 40ff.

<sup>7</sup> Kentenich, *Ansprache am 31.12.1965*, Archiv des Schönstatt-Frauenbundes, S. 14.



auf kultureller Ebene. Das Bemühen um Familie-Werden soll eine bescheidene und doch prophetische Vorwegnahme der Kirche als Familie sein, einer Kirche, an deren Anfang eine Mutter steht, *Mater Ecclesiae*. Ihre Kinder finden sich – in ihrer Liebe und Verantwortung – als Geschwister. Kentenich zieht daraus letzte Konsequenzen im geistbewegten Lebensvorgang: Schönstatt.

Das „Miteinander“, was als Voraussetzung jedes familienhaften Vorgangs gesehen wird, gründet zutiefst in einem personalen Miteinander zwischen Vater, Mutter und Kindern. Ohne diese personalen Eckpunkte kann von „Gemeinschaft“ nur die Rede sein im Sinne von Organisation oder Verein, nicht aber von „Familie“.

### Mutter – ein Raum des Lebens

Zur Familie gehört weiter – ontologisch gesehen – eine Mutter. Nach einer soziologisch als vaterlos bezeichneten Zeit des XX. Jahrhundert, wird ein vernehmbarer Ruf nach Mutterpersönlichkeiten in der Gesellschaft laut. Er wird immer stärker von den neufeministischen Autorinnen<sup>8</sup> hervorgehoben, die in den Aussagen von Johannes Paul II. dazu reiche Impulse gefunden haben (hier vor allem: *Evangelium Vitae*, Nr. 99). Auch auf der kirchlichen Ebene scheint die Bedeutung der Mutter zunehmend relevant zu sein und wird immer deutlicher zur Sprache gebracht. Der postulative Charakter solcher Aussagen sucht sich immer entscheidender den Weg zur Umsetzung praktischer Lösungsvorschläge, auch wenn diese sich erst zäh den Weg bahnen. Franziskus scheut sich nicht, solche Postulate laut auszudrücken<sup>9</sup>, auch wenn er dabei mit Geduld rechnen muss. Beides: Notwendigkeit der Mutterpersönlichkeiten in der Gesellschaft wie in der Kirche, fordert einen vertieften metaphysisch-ontologischen Blick auf das Mutter-Sein. Im Bindungsorganismus: Familie hat sie einen unersetzlichen Platz.

Josef Kentenich vertrat die Meinung, dass im natürlichen Bindungsorganismus die Mutter einen Raum des Lebens sichert. Das Abbild Gottes in ihr vollzieht sich in schier endloser Kraft zum Dienen<sup>10</sup>. Gerade in dem scheinbar selbstverständlichen „Dienmut“ spiegelt sie die unendliche Liebeskraft Gottes. Weiter ist ihre Bestimmung – so Kentenich –, zum Vater zu führen, weil sie selber an ihn – auf der Her-

---

<sup>8</sup> Führende Autorinnen des neuen Feminismus, u. a.: Mary Ann Glendon, *The Pope's New Feminism*, "Crisis", March 1997; dies., *Women's identity, Women's rights and the Civilization of Life*, in: *Evangelium Vitae and Law*, Vatican 1997; Helen M. Alvaré, *Christian Feminism and Family Life in the New Millennium: a new feminism fit for a new family?*, in: Francis A. Eigo (ed.), *Themes in Feminist Theology for the New Millennium (II): Proceedings of the Theology Institute of Villanova University*, Janne Haaland Matlary, *Nowy feminizm. Kobieta i świat wartości*, przeł. Małgorzata Ratajczak, Poznań 2000.

<sup>9</sup> Dazu ist die Ansprache am 15.8.2013 anlässlich 25 Jahre *Mulieris Dignitatem* über die Würde und Berufung der Frau signifikant. L'Osservatore Romano, 23.8.2013 (34), S. 3.

<sup>10</sup> Kentenich, *Ethos und Ideal in der Erziehung (1931). Wege zur Persönlichkeitsbildung. Vorträge der Jugendpädagogischen Tagung (28-31.05.1931)*, bearb. von M. E. Frömbgen, Vallendar 1972, S. 141.

zensebene – gebunden ist. Schon deswegen drängt es sie, die Kinder zum „Vater“ zu führen. Also ist es Aufgabe der Frau als Mutter, dem Vater die ihm gebührende Stellung zu geben. In Maria sah Kentenich diese Aufgabe modellhaft und überzeitlich gesichert.

### Mitarbeit der beiden

In dem erwähnten Vortrag (31.12.1965) spricht Josef Kentenich oft in einem Atemzug von Vater und Mutter: „Familie ist letzten Endes mitgesichert und wesentlich mitgesichert durch das Elternpaar.“<sup>11</sup> Angesichts der wachsenden Herausforderungen des gesellschaftlich-kulturellen Lebens sollen die Mitglieder in der Familie „einen gemeinsamen Vater, eine gemeinsame Mutter“ haben<sup>12</sup>. Indem die Mutter an der Autorität des Vaters Anteil nimmt, bahnt sie Einheit an und verschafft eine Plattform als Einheit stiftenden Raum des Lebens. Die familienhafte Gemeinschaft hat hier ihren Ursprung. Vielleicht liegt gerade da ein Potential, die einseitig männliche Prägung vieler kirchlicher Gebilde und Vorgänge sanft „durchzubrechen“. Der innere Weg, der dahin führt durch die Wertschätzung und Ergänzung beider Autoritäten auf jeder Ebene, ist mit keinem leichten Rezept gestempelt, sondern – wie in jeder natürlichen Familie – ein Weg des Lebens.

### Kinder in der Familie

Der Unterschied zu einem Verein ist, dass die Mitglieder einer familienhaften Gemeinschaft das Recht haben, sich als geistige Kinder zu erleben. Es geht dabei nicht um Infantilisierung des religiösen Lebens, sondern darum, einem relevanten Vorgang Rechnung zu tragen, der von Psychologie und tief-psychologisch orientierter Pastoral seit Jahrzehnten aufgegriffen wird (C. G. Jung, A. Grün, F. Jalics). Die Wertschätzung der Kindlichkeit, die zur Kernbotschaft des Evangeliums gehört und psychologisch gut fundiert ist, wird von Pater Kentenich sehr ernst genommen. In der Möglichkeit, eigene Kindlichkeit zu entfalten, sah er eine Voraussetzung gesunden und starken Persönlichkeit. Die Geborgenheit in personalen Bindung an geistige Eltern kompensiert den Verzicht auf die Gelübde, die Kentenich für seine Gemeinschaften im Zusammenhang mit der Betonung der Freiheit nicht vorgesehen hat.

In dieser Sicht erscheint die Leitung einer familienhaften Gemeinschaft auf den Dienst am Leben der einzelnen Mitglieder orientiert – wie es in der natürlichen Familie der Fall ist. Darin wird deutlich, wie radikal es Kentenich mit der Seinsordnung gemeint hat. Die Bedeutung der Familie für das Umdenken in der Auffassung der Vorgänge in der Kirche ist noch lange nicht ausgelotet. Eine positiv verstandene

---

<sup>11</sup> Kentenich, *Ansprache am 31.12.1965*, S. 10. Mehr zum Elternprinzip siehe: R. Weigand, *Elternprinzip*, in: Schönstattlexikon, S. 66-67.

<sup>12</sup> Kentenich, *Ansprache am 31.12.1965*, S.11.

„Familiarisierung“ der Kirche kann als Ergänzung ihrer einseitigen „Institutionalisierung“ gesehen und erwünscht werden.

Den Kindern kommen in der natürlichen Seinsordnung mehrere Anrechte zu. Sie werden von den Eltern geliebt ihretwegen. Die Eltern wissen sich verantwortlich für die allseitige Entfaltung der Talente, die in den Kindern schlummern: sie möchten ihre „kleinen Pflanzen“ sich entfalten sehen. Die Talente sind auf der Ebene der geistlichen Gemeinschaft im Sinne einer originellen Heiligkeit und charismatischen Begabung zu verstehen. Zum Kindsein gehört auch die natürliche Neigung, die Eltern lieb zu haben, aufgrund der erfahrenen Liebe, die von den Eltern an die Kinder reichlich fließt. Im Blick auf die Nazareth-Familie sagte Kantenich: Das Kind ist der Mittelpunkt der Familie<sup>13</sup>. Damit ändert sich radikal das Verständnis des „Mitglied einer Gemeinschaft zu sein“ in die Richtung: Mit Liebe umsorgtes Kind – mit allem angenommen, jenseits von Leistungen und moralischen Ansprüchen –, das immer Kind der Familie bleibt. Zeugnis davon gibt die Praxis Pater Kantenichs, der auch mit den ausgeschiedenen Mitgliedern seiner Gemeinschaften Kontakt gepflegt hat und mit ihnen den Weg gegangen ist, sofern sie es gewünscht haben. Er pflegte dafür zu sagen: Einmal Kind – immer Kind.

#### Der Familiencharakter der Gemeinschaft „bis zum Äußersten“

In der Ansprache vom 31.12.1965 betont Pater Kantenich die Notwendigkeit, den Familiencharakter (...) bis zum Äußersten aus[zu]bauen“ (ebd.15). Am anderer Stelle spricht er vom „ganzen Bindungsorganismus“, den es zu verwirklichen gilt<sup>14</sup>. Die gelebte Familienhaftigkeit ist somit das Kriterium der Kompatibilität mit dem Charisma des Gründers. Dabei gilt für den Familiencharakter „nicht nur: weitestgehendes schwesterliches Ineinander, sondern auch hinein, miteinander hinein in das Herz des Familienvaters und in das Herz all derjenigen, die teilnehmen an der Aufgabe des Familienvaters“ (ebd. S.15). Die organische Bindung an die abgeleiteten Vaterinstanzen, was praktisch heißt, ihre Verkörperungen in der Gemeinschaft der jeweiligen Strukturen entsprechend, ist ein Signum der erfüllten Vision Kantenichs von familienhafter Gemeinschaft für eine familienhafte Kirche.

Der Bindungsorganismus will erfahrbar und immer neu verlebendigt werden. Das gilt für all die genannten Eckpunkte des Bindungsorganismus. Bindungsorganismus als entscheidender Faktor der Lebendigkeit jedes Schönstatt-Gebildes will konkret in der jeweiligen Gemeinschaft erlebt werden. Das geschieht, wenn die Bindungen entstehen und wenn sie lebendig bleiben. Dazu einige Akzente Pater Kantenichs.

---

<sup>13</sup> Josef Kantenich, *Familie - Dienst am Leben. Einkehrtage für Familien USA 1953*, Valendar-Schönstatt 1994, S.137.

<sup>14</sup> *Causa Secunda. Textbuch zur Zweitursachenlehre bei P. Josef Kantenich*, hrsg. von Josef-Kantenich-Institut, Freiburg im Breisgau 1979, S. 187.

## Bindungen im Organismus – einige wichtige Akzente

### Liebesfähigkeit durch Bindung

Der deutsch-amerikanische Psychoanalytiker und Philosoph Erich Fromm bemängelt die Unfähigkeit zu lieben in der heutigen Gesellschaft. Die Haltung „zu Haben“<sup>15</sup> sei stärker und präge das Verhalten der Menschen. Der heutige Mensch, so Fromm, ist auf großen Strecken liebensunfähig. Diese Sicht teilt auch Kentenich, der die Fähigkeit zum Lieben wecken wollte, um der Botschaft des Christentums: „Liebe Gott mit *ganzem* Herzen und den Nächsten wie dich selbst!“ (Mt 22, 37; Dtr 6, 5) gerecht zu werden. Der Bindungsorganismus mit seinen personalen Größen bildet dabei den Raum der gelebten und gelernten, ja sich entfaltenden Liebe. Familienhaft gefärbt ist er eine Art „Liebesschule“, von lebenslanger Dauer. Im ersten Vortrag bei der Neugründung des Frauenbundes 1950 spricht Kentenich sein Anliegen und gleichzeitig das Ziel der Gemeinschaft aus: „Wir sollten die Tage benutzen, um wieder lieben zu lernen.“<sup>16</sup> Dabei bringt er die Gottesliebe und die Familienliebe in engen Zusammenhang. Der Familienliebe gibt er den Vorrang als Antwort auf den von ihm diagnostizierten „Familienhunger“ des heutigen Menschen. Die familienhafte Gemeinschaft soll diesen Hunger stillen als eine Voraussetzung und Öffnung der Natur für die Gnade.

Die Kunst des Liebens spielt sich nach Pater Kentenich im Spannungsfeld zwischen Freiheit und Bindung ab. Er plädiert dafür, „mit allen Mitteln die Freiheit in den Vordergrund [zu] stellen“ und „trotzdem (...) so viel Bindung [zu] haben, dass wir sagen dürfen: der Familienhunger hat auch im Bund eine befriedigende und befreiende Antwort gefunden“<sup>17</sup>. Das Familienhafte soll in der Atmosphäre und in der Struktur der Gemeinschaft heimisch sein und den Menschen zur Liebe befähigen. Die Zukunftsfrage der Gemeinschaft verband er mit der Bedingung, den Familienhunger des heutigen Menschen zu stillen. Dem Bund als einer originellen Gemeinschaftsform Schönstatts maß er eine außergewöhnliche Bedeutung für die Zukunft zu (wegen der Form, wie er die Freiheit pflegt). Allerdings knüpfte er die potenzielle segensreiche Entwicklung an die Bedingung: „Es hängt nur viel davon ab, dass wir im Bund eine Leitung bekommen, die die Zeit hat, unseren Familienhunger zu stillen...“ (Bundestagung, S. 11, vgl. auch S. 33). Ob diese Aussage – *mutatis mutandis* – als richtungweisend für alle Gemeinschaften gelten kann? Der „Familienhunger“ des heutigen Menschen ist nicht geringer als vor einem halben Jahrhundert: Im gewissen Sinne hat er sich gesteigert, wenn man die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnten ins Auge fasst.

---

<sup>15</sup> E. Fromm, *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, München 1981, S. 26ff.

<sup>16</sup> J. Kentenich, *Vortrag am 26. 12.1950*, in: *Bundestagung 26-29.12.1950*, Archiv des Schönstatt-Frauenbundes, S. 5.

<sup>17</sup> Ebd., S. 10.

## Die natürliche Liebe betonen

Für jede Familie ist die natürliche Liebe von elementarer Bedeutung. Auch in den Schönstattgemeinschaften soll sie nicht zu kurz kommen. Sie darf erfahrbar sein. Laut Pater Kantenich soll das Natürliche zeitweise bis zum Äußersten, sogar überbetont, gepflegt werden. Eine Aussage mag dabei für viele andere stehen: „An hohen Idealen fehlt es uns nicht. Das brauchen wir also gar nicht einmal betonen. Was uns aber wohl fehlt, das ist das urgesund Menschliche, das ist das urgesunde einander Verstehen, einander im Herzen tragen, gutwillig, wohlwollend sein, menschlich sein... Also auch das Menschliche überaus stark in den Vordergrund rücken, vielleicht sogar eine Zeitlang einmal etwas überspitzt und extrem.“<sup>18</sup>

In der Ansprache vom 4. Juni 1966 betont er dieses Anliegen ausdrücklich. Er sagt: „(...) der Sinn unserer Familie bleibt unerfüllt, wenn wir nicht auch gleichzeitig die echt menschliche Seite der Familienhaftigkeit betonen“ (S.8). Das heißt nicht, dass er die übernatürliche Seite außer Acht lässt – sie ist immer mitgemeint (S.9). Am Beispiel der Begegnung Jesu mit seinen Freunden in Bethanien (Lazarus, Martha und Maria) sagt er: „Wie natürlich sich da alles vollzieht und doch alles auch gleichzeitig übernatürlich.“<sup>19</sup> Organisch, in seiner Nomenklatur. Aber einen deutlichen Akzent legt er auf das Natürliche. Er gebraucht sogar das Öfteren das Wort: unatürlich, urmenschlich<sup>20</sup>. Eine ganzheitliche personale Entfaltung öffnet auf die Gnade der Begegnung mit dem personalen Gott.

Sein Anliegen ist, „dass wir wirklich einander lieb haben, auch mit natürlich sich auswirkender Liebe (...)“ (Ebd., S. 17). Da schwingt deutlich etwas mit, was im Weihnachtsbrief vom 13.12.1965 über das neue Vater-, Kindes- und Gemeinschaftsbild der ganzen Familie festgestellt wurde<sup>21</sup>. Geschichtlich gesehen war Schönstatt ein Familienvorgang, der in Jahrzehnten und Ereignissen an Intensität gewann. Dieses Paradigma will sich weiter verwirklichen, damit Schönstatt sein Charisma behält und weiter (und tiefer) entfalten kann. Im Blick auf das Verhältnis zueinander in den Gruppen konstatiert Pater Kantenich: „Was wir nicht alles tun, um in Gott zu Hause zu sein, sondern auch fragen, wie wir menschlich zueinander gefunden haben“ (ebd., S.12). Da hören wir ein Echo seines Briefes an Josef Engling von der Anfangszeit der Bewegung aus dem Jahre 1917, in dem er dem jungen Sodalen und Gruppenleiter ans Herz legt, in den Gruppen innige Freundschaftsbände entstehen lassen: „Ist Eure Gruppeneinteilung nicht zu äußerlich und oberflächlich? Zweck soll doch sein die Knüpfung von aufrichtigen, innigen Freund-

---

<sup>18</sup> Zit. nach: H. King, *Joseph Kantenich – Wachstum zur Fülle*, Patris-Verlag 2010.

<sup>19</sup> Kantenich, *Ansprache am 4.6.1966*, Archiv des Schönstatt-Frauenbundes, S. 16.

<sup>20</sup> Ebd., S. 9, 10.

<sup>21</sup> „Wir fassen es heute noch nicht ganz, wie neu die Kindes-, die Vater- und Gemeinschaftsgestalt in uns Wirklichkeit geworden ist, die aber auch gleichzeitig als Dauergeschenk für alle Generationen unserer Familie zu erwarten ist...“. J. Kantenich, *Weihnachtsbrief vom 13.12.1965*.

schaftsbanden. Herz muss sich zum Herzen finden. Sonst kann ein gegenseitiger Halt und innerliche Förderung nicht erreicht werden. Will mir scheinen, als ob die körperliche Nähe und Zugehörigkeit zur nächst erreichbaren Kompanie maßgebend für die Einteilung gewesen ist. Jedenfalls kann eine Nachprüfung nichts schaden. Vielleicht ist Dir auch schon zum Bewusstsein gekommen, wie sehr unsere hiesigen Kongregationseinrichtungen auf die menschliche Natur abgestimmt sind. Jede wesentliche Abweichung rächt sich bitter.“<sup>22</sup> Der Text gibt Zeugnis davon, dass die Wertschätzung des Natürlichen eine Konstante der Schönstattspiritualität ist nach dem Gesetz: Gnade baut auf die Natur auf.

Als Folge der Wertschätzung der Natürlichkeit ergibt sich für Kantenich die Notwendigkeit, jede Originalität zu bewahren und entfalten zu dürfen: „Wir dürfen unterschiedlich sein! (...) Sollte sogar unsere Stärke sein. (...) Weil gerade in einer Frauengemeinschaft die Gefahr – nach seiner Beobachtung – groß ist, unsicher in eigener Art zu sein, zu vergleichen, sich in eigener Art nicht bejahen zu können, und somit die Versuchung der Vereinheitlichung und eines einheitlichen Formalismus“<sup>23</sup> besteht. Sein Anliegen ist durchgehend von Familienliebe geprägt: „Unsere Eigenart bewahren, uns in unserer Eigenart wohl und auch gern haben und nie verlangen, dass X, Y, Z sich nach mir richten. Das ist eine hohe Tugend, das ist die ertragende und tragende familienhafte Liebe.“ (14) Das Bethanien-Bild, in dem er „das Hauptgewicht auch auf die natürliche Seite der Familienhaftigkeit gelegt“ (21) gesehen hat, veranschaulichte für ihn den gelebten und angestrebten Familiengeist.

### Personalisierung der Bindungen

Bei der schönstattspezifischen Bindungsform, die auf der Hochherzigkeit basiert, ist es entscheidend, dass die Bindungen personal sind. Gerade die personalen Bindungen, neben den ideellen und lokalen, nehmen bei der Organismuslehre Kantenichs den höchsten Stellenwert ein<sup>24</sup>. Deswegen scheint es wichtig, von Zeit zu Zeit zu überprüfen, ob die Bindungen nicht zu äußerlich, zu formell geworden sind. Rein formelle Bindungen tragen nicht. Als defizitär ist zu bezeichnen, wenn die Mitglieder des Organismus: Familie bei rein offiziellen Bindungen stehenbleiben. Die Struktur bleibt, der Organismus lebt nicht. Im Blick auf die Zirkulation des Lebens in der Gemeinschaft könnten diese Defizite folgendermaßen beschrieben werden: Das Leben kommt nicht nach „oben“, das Leben von „unten“ wird von „oben“ nicht genügend aufgegriffen. Das Leben wird von „oben“ aufgesetzt ohne

---

<sup>22</sup> P. Wolf, *Mit dem Vater verbunden, Ausgewählte Texte zum Vaterjahr*, Schönstatt-Verlag 2010, S. 28.

<sup>23</sup> Kantenich, *Ansprache am 4.6.1966*, S. 12.

<sup>24</sup> Czarkowski, *Psychologie als Organismuslehre*, S. 150. „Die Seele braucht nicht nur ideenmäßige, sondern auch lokale und besonders personale Bindungen. Person wird nur durch Person, durch personale Bindungen wurzelfest und vollendet“.

Rücksprache mit „unten“ – abgesehen davon, dass die Begriffe „oben“ und „unten“ wegen der föderativen Struktur des Schönstattwerkes nur relativ einzusetzen sind. Die Bindungen dürfen und sollen wachsen, sich vertiefen. Sie sind gleichsam wie Kanäle, durch die eine Zufuhr der Liebe und des Lebens geschieht.

### Reinigung und Vertiefung von Bindungen. Zwischen Enttäuschung und Erfüllung

Ein natürlicher Vorgang, der jede Familie nach vorne bringt, ist die mit der Natur des Menschen notwendig verbundene Vergebung. Damit die Familie überhaupt zusammenhalten kann, muss immer wieder Versöhnung geschehen. Das gilt noch mehr für eine Familie, die nach Heiligkeit strebt und dabei mit Schwächen und Unzulänglichkeiten vieler Art konfrontiert wird.

Damit die Bindungen noch mehr mit Liebe erfüllt werden können, brauchen sie Reinigung von dem, was allzu starr, kindisch, unbeweglich ist. Eine Bindung ist von Natur aus lebendig, wie das an einem Organismus abzulesen ist: Muskeln beim sensitivem Organismus, Fasern bei der Pflanze. Hier sei an die Gesetzmäßigkeiten verwiesen, die Kantenich bei Bindungen herausgestellt hat, vor allem an das Gesetz der Übertragung und Weiterleitung zu Gott<sup>25</sup>. Dieses besagt nicht, dass der Mensch aus dem bergenden Herzen eines anderen Menschen irgendwann heraus muss. Er hat dort einen bleibenden Platz in Verbindung mit dem Herz des Vatersgottes. Durch das bergende Herz des Gegenübers wird er zu Gott geleitet. Meistens – und das drückt das Gesetz der Weiterleitung aus – geschieht das auf dem Weg der Enttäuschung. Die Illusion der Begegnung mit absoluter Liebe im menschlichen Bereich sowie der Auffassung eines Menschen als Endstation wird durch Verhältnisse des Lebens früher oder später bloßgelegt. Dabei darf auf der anderen Seite nicht vergessen werden, dass der Gründer doch das Gesetz der Erfüllung ernst genommen hat<sup>26</sup>: In der Bindung wird auch Erfüllung gefunden, die menschlich relevant ist. Gott nimmt die menschliche Natur ernst und respektiert sie, indem er das rein Menschliche auf seine Kosten kommen lässt. Bindungen erfüllen, indem sie gleichzeitig weiterleiten: weiterleitend – erfüllen. So erfüllt der Bindungsorganismus seinen Sinn, wenn er transparent auf Gott hin gelebt wird. Gleichsam ein Spiel auf menschlicher Ebene, das unbemerkt nach oben mitzieht, zur Realität des personalen Gottes.

### Schluss

Josef Kantenich sprach gerne von einem „edlen Wettstreit“ unter den Gemeinschaften. Dieser soll auch unter dem Gesichtspunkt des Familienhaften geschehen: „Wir möchten halt mir den anderen einen edlen Wettstreit beginnen unter dem Ge-

<sup>25</sup> P. Vautier, *Übertragung und Weiterleitung*, in: Schönstatt-Lexikon, S. 399.

<sup>26</sup> Kantenich, *Causa secunda...*, S.191.

sichtspunkte der tiefgreifenden, beseelten und beseelenden Familienhaftigkeit.<sup>27</sup> Was er im Blick auf die Frauengemeinschaften gesprochen hat, kann *mutatis mutandis* auf alle Gemeinschaften ausgedehnt werden. Und diese „Familienhaftigkeit soll uns alle, Gliederung an Gliederung so innig miteinander verbinden, als das möglich ist“ (ebd., S. 2).

Diese Worte gewinnen aktuelle Bedeutung im Kontext der Botschaft des Generalpräsidiums des Schönstattwerkes aus Milwaukee vom 27.2.2013. In einem Akt des Vertrauens und der Mitverantwortung der Gottesmutter gegenüber hat das Präsidium „mit tieferem Bewusstsein die Aufgabe neu übernommen, die Familie im Charisma des Vaters und Gründers zu einen und die familienhafte Zusammenarbeit zu stärken“<sup>28</sup>. Dieser Wunsch und Anspruch gewinnt an der Schwelle des Jubiläumsjahres an Bedeutung und darf als Verheißung betrachtet werden.

Das Anliegen, immer wieder neu zu beginnen, weil in einer korporativen Realität verankert, wird von der Bundestheologie gefördert. Die Schönstatt-Bewegung ist föderativ gedacht und aufgebaut. *Foedus* heißt: Bund. So darf ein „bundes-artiges“ Mit- und Zueinander der Gemeinschaften im Vollsinn des Wortes immer ausgeprägter und konkreter werden. Es wird sich vollziehen, wenn jede Gemeinschaft bundes-artig lebt, föderativ im Sinne: *Foedus – der Bund*<sup>29</sup>. In der föderativen Struktur und dem daraus folgenden Inhalt liegt ein großes Potential für die weltweite Familie.

Der familienhaft orientierte Bindungsorganismus als Proprium Schönstatts verlangt immer neues Bemühen. Dann kann es als gelebtes und erprobtes Modell der Kirche angeboten werden auf ihrem Weg, Familie Gottes zu sein und immer mehr *realiter* zu werden. Dieser Weg führt durch jeden familienhaft geprägten Vorgang im Miteinander und durch jede Teilgemeinschaft als Familie im Kleinen.

Diese Familie will und soll eine liebende sein, weil die reichlich fließende Liebe das Wesen der Familie ausmacht. Von Anfang an galt die Parole für den Apostolischen Bund als Ursprungsgemeinschaft Schönstatts: *Caritas Christi urget nos!* (2 Kor 5, 14). Sie gilt als überzeitliche Ausrichtung des Werkes und für die konkreten Beziehungen untereinander. Bei den Feierlichkeiten des 100. Jubiläums Schönstatts ist dieses Zeugnis der Liebe von elementarer Bedeutung und darf sich in der Realität des Liebesbündnisses mit Kraft und Wucht erneuern.

---

<sup>27</sup> Kantenich, *Ansprache am 4.6. 1966*, S. 1-2.

<sup>28</sup> Heinrich Walter, *Botschaft des Generalpräsidiums von Milwaukee*, 27.2.2013.

<sup>29</sup> Der Bund ist die von Gott gewählte Bindungsform mit den Menschen von Anfang an. Sie ist auch die natürliche Form für die tragfähigste Gemeinschaftsform, die Ehe und Familie. So muss sie auch gemeinschaftlich-kirchlich tragbar und überaus segensreich sein.